

Uta Rüchel

»Wir hatten noch nie einen Schwarzen gesehen«

Das Zusammenleben von Deutschen und Namibiern
rund um das SWAPO-Kinderheim Bellin
1979–1990



herausgegeben vom
Landesbeauftragten für Mecklenburg-Vorpommern für die Unterlagen
des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

in Zusammenarbeit mit
RAA – Regionale Arbeitsstellen für Jugendhilfe, Schule und
interkulturelle Arbeit Mecklenburg-Vorpommern e. V.



RAA
Regionale Arbeitsstellen
für Jugendhilfe, Schule und
interkulturelle Arbeit
Mecklenburg-Vorpommern e.V.

Vorwort

Die vorliegende Studie über das Heim für namibische Kinder in dem kleinen Dorf Bellin bei Güstrow zeichnet ein Stück Regionalgeschichte des heutigen Mecklenburg-Vorpommern nach. Am Beispiel des SWAPO-Kinderheims von Bellin zeigt sich exemplarisch die Widersprüchlichkeit der Solidaritätspolitik der DDR; Aufrufe zu aktiver Solidarität einerseits und Abschottung von Ausländern andererseits prägten den Umgang mit Fremden in der DDR. Für die SED und staatliche Stellen, wie das Ministerium für Staatssicherheit, waren »Absicherung« und »Kontrolle« allemal wichtiger als die Integration von Ausländern in die Gesellschaft. Vorurteile gegenüber Fremden wurden so nicht abgebaut, sondern vielfach noch verstärkt.

Die Studie von Uta Rüchel ist eingebettet in einen größeren Forschungszusammenhang zu bildungspolitischen Projekten der Entwicklungszusammenarbeit in der DDR. In weiteren Arbeiten beim Landesbeauftragten und an der Universität der Bundeswehr in Hamburg werden politische und administrative Rahmenbedingungen sowie pädagogische Zielsetzungen solcher Projekte untersucht.

Uta Rüchel und der Regionalen Arbeitsstelle für Jugendhilfe, Schule und interkulturelle Arbeit Mecklenburg-Vorpommern e.V. sei an dieser Stelle herzlich für ihr Engagement gedankt. Ich wünsche der Untersuchung Leser, die diesen Beitrag zur Regionalgeschichte auch zum Anlass nehmen, sich kritisch mit der Geschichte des Umgangs mit Fremden auseinander zu setzen.

Schwerin, Januar 2001

Jörn Mothes

Uta Rüchel: »Wir hatten noch nie einen Schwarzen gesehen.«
Das Zusammenleben von Deutschen und Namibiern
rund um das SWAPO-Kinderheim Bellin 1979–1990

Herausgegeben und finanziert durch den Landesbeauftragten für Mecklenburg-Vorpommern für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR
Jägerweg 2, 19053 Schwerin

Satz: psb, Berlin
Druck: Druckerei Israel

Bildnachweis:
Umschlag: SVZ-Archiv/Volker Bohlmann
S. 31, 33, 37, 40, 46, 51: privat (Peter Kühn)
S. 28: SVZ-Archiv/Wolfried Pätzold

Schwerin 2001

Inhalt

Einleitung	5
Spurensuche zur Wahrnehmung von Ausländern in der DDR	9
Historische Kontinuitäten	10
Verständnis für die Notwendigkeit internationaler Solidarität	11
Zwischen Tabu und Ideologie:	
Ausländer in den Printmedien der DDR	20
Rechtliche Aspekte der DDR-Ausländerpolitik	
Die Beziehungen der SED zur SWAPO	22
Das SWAPO-Kinderheim Bellin als Objekt staatlich organisierter Solidarität	26
Bellin – Ort der Zuflucht	27
Die Rahmenbedingungen des Aufenthalts der namibischen Kinder und Frauen	30
Miteinander – Nebeneinander: Das gemeinsame Leben von Deutschen und Namibierinnen rund um das SWAPO-Kinderheim	36
Der allgemeine Bildungs- und Erziehungsanspruch	36
Das pädagogische Miteinander im Heim	38
Die konkrete Arbeit mit den Kindern	42
Die Schule in Zehna	45
Die Bevölkerung von Bellin	47
Wohldosierte Integration?	50
Das SWAPO-Kinderheim in den Medien der DDR	53
Die Schließung des SWAPO-Kinderheimes 1990	58
Statt einer Schlußbemerkung:	
Ex-DDR-Kids erinnern sich	61
Anmerkungen	66

Einleitung

Mehr als 10 Jahre haben namibische Kinder und ihre Betreuerinnen in dem kleinen mecklenburgischen Dorf Bellin gelebt. Geredet und geschrieben wurde über sie paradoxerweise erst im Zusammenhang mit ihrer Rückkehr nach Namibia im August 1990. In der DDR wußte so gut wie niemand etwas von ihnen. Wer zufällig nach Bellin kam oder von dem SWAPO-Kinderheim gehört hatte und sich zu interessieren begann, stand vor einem alten Gutshaus, das für fremde Besucher verschlossen blieb. Es sickerte kaum etwas durch nach außen, die Abschottung schien perfekt. So jedenfalls war der Stand unseres Wissens, als Christian Utpatel von der Regionalen Arbeitsstelle für Jugendhilfe, Schule und interkulturelle Arbeit Mecklenburg-Vorpommern e.V. im Frühjahr diesen Jahres fragte, ob mich das nicht näher interessieren würde.

Wie sollte das funktioniert haben: über einhundert schwarze Menschen in einem Dorf mit dreihundert Einwohnern, ohne daß sie miteinander zu tun bekamen? Und wie sind sie miteinander ausgekommen, damals, als Mecklenburg-Vorpommern noch kein gesamtdeutscher Spitzenplatz bei fremdenfeindlicher Gewalt zugesprochen wurde?

Laut Statistik des DDR-Ministeriums des Inneren lebten am 31.12.1989 in der DDR 191.190 Personen mit ausländischer Staatsangehörigkeit, gerade mal 1,2 % der Bevölkerung. Sie reisten aus insgesamt 39 Staaten ein, doch letztlich waren es fünf Länder: Vietnam, Polen, Mosambik, die UdSSR und Ungarn, aus denen 80 % von ihnen kamen. Die größte Gruppe unter ihnen waren die sogenannten Vertragsarbeiter, die aufgrund von Regierungsabkommen zwischen der DDR und »befreundeten Ländern« wie Vietnam, Kuba, Mosambik, Angola und Polen in der DDR lebten. Es waren meist jüngere Männer und Frauen, die ohne Familienangehörige für vier bis fünf Jahre in separaten Wohnheimen lebten und in bestimmten Bereichen der DDR-Volkswirtschaft eingesetzt wurden. In der Regel war ihr Einsatz – oft an für DDR-Bürger unattraktiven Arbeitsplätzen – laut Vertrag mit einer Berufsausbildung verbunden, etwa in der Textilindustrie oder im Maschinen- und Werkzeugbau. So wird die auffällig hohe Anzahl von 15 % ausländischen Lehrlingen in der DDR plausibel. Am zweitgrößten war die Gruppe derjenigen Ausländer, die aufgrund von Außenhandelsverträgen mit Firmen aus anderen Staaten in der DDR arbeiteten, wie

die überwiegende Mehrheit der 52.000 Polen. Etwa 43.000 Personen unterschiedlicher Nationalität hatten ihren Wohnsitz in der DDR aufgrund von Eheschließungen. Eine vierte Gruppe bildeten die etwa 10.000 ausländischen Studenten.

Mit diesen Zahlen vor Augen wird deutlich, daß die Situation in Bellin eine besondere war. Dort lebten von 1979 bis 1990 zwischen einhundert und einhundertvierzig namibische Kinder und Frauen. Bellin hatte demnach in besagtem Zeitraum einen Ausländeranteil von etwa 25 Prozent. Insofern ist es äußerst interessant, gerade am Beispiel dieses Ortes nach Formen des Miteinanders von Deutschen und Ausländern zu suchen.

Doch wie nähert man sich einer Wirklichkeit, die 10–20 Jahre zurückliegt? Wer kann Auskunft geben: die direkt Beteiligten, die Zuschauenden, die Akten der Ministerien, der Partei, der Staatssicherheit? Letztere waren bereits gesichtet und in einem knappen Überblick zusammengefaßt worden. Ein abschreckendes Bild blieb im Gedächtnis: politisch-ideologische Indoktrination prägte demnach den Alltag der namibischen Kinder in allen Bereichen. Ich zweifelte, nicht zuletzt aufgrund meiner eigenen Erfahrungen: Als Kind in den 70er Jahren im Norden der DDR aufgewachsen, erkannte ich oftmals meinen Alltag kaum wieder, wenn er von außen beschrieben wurde: grau waren die Häuser, trist das Leben in einer Kleinstadt, allgegenwärtig die Staatsmacht. An all dem ist etwas Wahres dran, doch das Leben hinter den grauen Fassaden konnte bunt sein, die Kleinstadt gemütlich und die Staatsmacht unfähig und unwillig, alles unter ihre Kontrolle zu bringen. Warum sollte es in Bellin für die namibischen Kinder anders gewesen sein? Ich beschloß, diejenigen zu fragen, die neben oder mit ihnen gelebt hatten: Erzieherinnen, Lehrerinnen, langjährige Einwohner aus Bellin.¹

Damit war ich mit dem Problem konfrontiert, daß ohnehin jede Erinnerung nur für sich sprechen kann, eine subjektive Wahrnehmung ist. Erst recht, wenn mehr als 10 Jahre inzwischen vergangen sind und die eigene Normalität aufgrund der gesellschaftlichen Umbrüche stark infrage gestellt wurde. Aber auch, weil vieles mit der Zeit vergessen, verdrängt und zu einer neuen Geschichte, die sich besser in das eigene Selbstbild und die gesellschaftlichen Erwartungen einfügt, zusammengebastelt wird. Darum sah ich mich nach anderen Quellen um, nahm Akteneinsicht in der Gauck-Behörde und ging in das Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Beide Quellen ergänzten einander, ohne jemals ein vollständiges Bild ergeben zu können. Eine wesentliche Lücke

bleibt das fehlende Gespräch mit den namibischen Erzieherinnen und Kindern.

Es gab noch einen Grund, der mich neugierig auf die Erzählungen sein ließ: Mitte der 80er Jahre schloß ich mich in Berlin einer – von staatlich verordneter Solidarität unabhängigen – Nicaragua-Gruppe an, die sich ein eigenes Bild von der Situation in diesem Land machen und konkrete Solidarität üben wollte. Zwar hatten wir gelegentlich Kontakt zu nicaraguanischen Studenten, doch über die allgemeine Situation von Ausländern in unserem Land dachten auch wir wenig nach. Erst 1988 entstand auf Anregung aus kirchlichen Kreisen eine Begegnungsstätte für In- und Ausländer, die Informationsdefizite schmälerte und persönliche Kontakte ermöglichte.

Insofern war diese Arbeit auch eine persönliche Auseinandersetzung mit eigenen und gesellschaftlichen blinden Flecken in Bezug auf die Wahrnehmung und den Umgang mit Ausländern in der DDR. Daß diese blinden Flecken bis heute vorhanden und Themen wie Rassismus in der DDR nach wie vor kaum aufgearbeitet worden sind, wurde mir um so deutlicher, je intensiver ich die aktuellen Diskussionen über Ausländer und Ausländerfeindlichkeit in der DDR verfolgte. Aber auch, je mehr ich mich mit dem SWAPO-Kinderheim in Bellin beschäftigte. Hinzu kamen die Brutalität der rechtsextremen Überfälle im Sommer diesen Jahres und die dadurch ausgelöste Debatte um die Frage nach den Hintergründen und Ursachen rassistischer und rechtsextremer Gewalt in Ostdeutschland. In dieser Situation erschien es mir absurd, das Zusammenleben im SWAPO-Kinderheim Bellin zu bearbeiten, ohne mich mit dem dazugehörigen Kontext auseinanderzusetzen.

Vor diesem Hintergrund habe ich mich entschlossen, der Untersuchung der konkreten Bedingungen im Kinderheim Bellin eine Skizze der gesellschaftlichen, historischen und politischen Bedingungen, unter denen Ausländer in der DDR wahrgenommen wurden, voranzustellen. Auch wenn das SWAPO-Kinderheim in Bellin insofern kein gutes Fallbeispiel ist, weil es vor allem Kinder waren, die dort lebten. Kinder, die eine bestimmte Form der Zuwendung und Fürsorge unbedingt brauchten und dafür sehr dankbar waren, wie sich bis heute immer wieder zeigt. Nicht zuletzt aber auch, weil diese Kinder der einheimischen Bevölkerung »nicht im Weg standen«, wie ein Dorfbewohner es ausdrückte. Als sie älter wurden, mehr ihren eigenen Kopf durchsetzten, in der Öffentlichkeit als Jugendliche mit ihren Ansprüchen in Erscheinung traten, lebten sie in Staßfurt. Dort mach-

ten sie hinsichtlich der Akzeptanz der Einheimischen zum Teil andere Erfahrungen. Um die konkreten Bedingungen und das Miteinander zwischen der deutschen Bevölkerung und den etwa tausend ausländischen Jugendlichen, die in der »Schule der Freundschaft« in Staßfurt untergebracht waren, zu analysieren und mit dem hier berichteten Fall in Beziehung zu setzen, wäre eine umfangreiche Vergleichsstudie vonnöten. Denkbar wäre es auch, die heutige Situation in Bellin und Zehna, wo die Bevölkerung bereits zu DDR-Zeiten direkten Kontakt zu Ausländern hatte, mit der Situation in anderen mecklenburgischen Dörfern zu vergleichen, die nicht über derartige Erfahrungen verfügen. Solchen Fragen nachzugehen, war im Rahmen dieser Arbeit leider nicht zu leisten.

Ich möchte es hier nicht versäumen, Christian Utpatel Dank zu sagen, der mir den Anstoß zu dieser Arbeit gegeben hat. Dem Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Mecklenburg-Vorpommern sei für die Finanzierung gedankt und die Geduld hinsichtlich der Abgabe des Manuskripts.

Mein größter Dank gilt jedoch all denjenigen, die bereit waren, sich interviewen zu lassen – oft in ziemlicher Skepsis aufgrund von schlechten Erfahrungen mit sensationsgierigen Journalisten und gegenüber Wissenschaftlerinnen, die nach 10 Jahren immer noch Fragen haben und das Vergangene einfach nicht ruhen lassen wollen. Einige Gespräche führte ich sozusagen im Vorübergehen auf der Straße oder am Küchentisch, von anderen gibt es ein- bis zweistündige Tonbandprotokolle.² Daß ich die Interviews hier anonymisiert verwende, geschieht einerseits auf ausdrücklichen Wunsch einer Gesprächspartnerin, andererseits aus der Überlegung heraus, daß es hier nicht um die persönliche Haltung von diesem oder jener geht, sondern um Strukturen, um Bedingungen und Möglichkeiten des Handelns, um eingeschliffene Wahrnehmungsmuster.

Frau und Herrn Kühn sei für die Kinderzeichnungen und die Fotos gedankt, Susanne Timm für ihre großzügige Unterstützung bezüglich der Archivmaterialien, Herbert Zinke für die Zeitdokumente und Hans-Joachim Döring für sein Buch »Es geht um unsere Existenz. Die Politik der DDR gegenüber der Dritten Welt am Beispiel von Mosambik und Äthiopien«, das mich nach 10jähriger Pause mit einem Teil meiner Vergangenheit konfrontiert hat. Nicht vergessen möchte ich Astrid, Christine und Manuela, die mir inhaltliche Genauigkeit abverlangten und wertvolle Korrekturen an die Ränder meines Manuskripts schrieben.

Spurensuche zur Wahrnehmung von Ausländern in der DDR

Über Ausländer in der DDR hat vor 1989 kaum jemand offiziell gesprochen. Sie waren als solches kein Thema, tauchten nur am Rande auf: als polnische Bauarbeiter, vietnamesische oder mosambikanische Vertragsarbeiter und sowjetische Soldaten. Jeder hatte über sie irgendeine Meinung; viele machten ihre Witze, pflegten ihre Vorurteile. In den Medien waren Ausländer ebensowenig präsent wie in der Kneipe nebenan.

Bei einer Studie über Ausländerfeindlichkeit in der DDR, 1990 durchgeführt vom Kölner Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik, ging es unter anderem um die Frage: Gegen wen richtet sich die Ausländerfeindlichkeit in der ehemaligen DDR? Dabei wurde vorerst versucht, die Verteilung der Sympathie gegenüber verschiedenen Nationalitäten abzufragen: Als unsympathisch wurden vor allem Türken, Rumänen und Polen (40–43 %) gesehen, starke Ablehnung (21–32 %) gab es auch gegenüber Menschen aus Algerien, Chile, China, Mosambik, Nicaragua und Vietnam. Als besonders sympathisch galten demgegenüber Menschen aus Österreich (85 %), Frankreich, Dänemark, der Tschechoslowakei und den Niederlanden (77–84 %) sowie aus Griechenland, Ungarn und der Sowjetunion (67–70 %).³

Vor diesem Hintergrund wäre es allzu ungenau, würde man ganz allgemein von Ausländerfeindlichkeit sprechen. Stattdessen sind Begriffe, die auf historische Kontinuitäten und Brüche verweisen, aussagekräftiger. Fremdenfeindlichkeit, kolonialherrschaftliches Denken, rassistische und nationalistische Strategien der Ausgrenzung und Diskriminierung lassen sich nicht per Dekret aus der Welt schaffen. Die DDR versuchte es, doch es gelang ihr nicht. Schon Mitte der 80er Jahre hätte jeder noch so überzeugte Optimist einsehen müssen, daß die sich immer deutlicher artikulierenden rechtsextremen Haltungen keine Randerscheinung sind. Das Maß an Brutalität, mit dem sich diejenigen auf dem Rücken von Minderheiten austoben, die offensichtlich mit existentiellen Defiziten leben (seien sie gesellschaftlicher oder individueller Natur), hat nach 1989 selbst die ewigen Pessimisten erschrecken lassen.

Glücklicherweise war die Realität in der DDR weitaus vielschichtiger als jeder kritisch-analytische Blick: Gesten ehrlicher Freundschaft und Solida-

rität, Neugier und Offenherzigkeit ermöglichten an vielen Stellen ein Miteinander, das tiefe zwischenmenschliche Beziehungen entstehen ließ. Dies soll mit keinem der folgenden Betrachtungen in Abrede gestellt werden.

Historische Kontinuitäten

Es läßt sich historisch weit zurückblicken, will man sich den Wurzeln von Antisemitismus und Rassismus nähern. So manche Spuren reichen bis zum Mittelalter: Die »Entdeckung« Amerikas ging mit der Unterwerfung der indianischen Völker einher; Sinti und Roma wurden um 1500 in Deutschland per Reichstagserslaß für »vogelfrei« erklärt. Später, im 18. und 19. Jahrhundert erlebte der Rassismus einen neuen Durchbruch und Aufstieg. Die industrielle Revolution verband sich mit der zweiten Phase der Kolonialisierung und Expansion in Übersee. Im Namen der Wissenschaft wurden darwinistische, auf das Tierreich bezogene Theorien auf den Menschen übertragen. Der vor allem von Houston Stewart Chamberlain, einem britischen Kulturphilosophen, weiterentwickelte Sozialdarwinismus floß ganz unmittelbar in die nationalsozialistische Rassenideologie ein ...⁴

In der DDR gab es lediglich eine sehr begrenzte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Mittels der neu errichteten antifaschistisch-demokratischen Ordnung sollten die strukturellen Voraussetzungen des Nationalsozialismus ein für alle mal beseitigt sein. Von der Bevölkerung wurde erwartet, sich zum konsequenten Antifaschismus zu bekennen, um so der Pflicht zur Wiedergutmachung gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus nachzukommen. Aus dem gleichen Zusammenhang heraus ergab sich auch der Anspruch, daß antiimperialistische Solidarität Herzenssache eines jeden DDR-Bürgers sein müsse.

Als bald bestand im Zusammenhang mit der Machtfrage in der DDR und dem zunehmenden Ost-West-Konflikt die Notwendigkeit, einen eigenen deutschen Staat zu legitimieren. Stalin sprach in seinem Glückwunschtelegramm zur Gründung der DDR von einem »Wendepunkt in der Geschichte Europas«. Der Führungsanspruch der SED wurde u. a. durch die Darstellung der KPD als der führenden Kraft im antifaschistischen Kampf gegen den Nationalsozialismus legitimiert. Der antifaschistische Gründungsmythos ermöglichte es, sich gegen die zurückliegende deutsche Geschichte und gegen die BRD, die als ein in faschistischer Tradition stehender Staat gesehen wurde, klar abzugrenzen. Die eigene Bevölkerung schien

damit entlastet und konnte ihre Mitverantwortung und Gefolgschaft der Verdrängung überlassen.

In allen DDR-Geschichtslehrbüchern wurde zwischen 1951 und 1988 der Faschismus als »offene terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals« definiert. Damit wurden die Ursachen und Entstehungsbedingungen des Faschismus auf unzulässige Weise reduziert. Aspekte, wie die massenhafte Begeisterung für die Nazi-Propaganda oder der weit verbreitete Antisemitismus, wurden nicht thematisiert. Die Fragen nach dem Funktionieren des Nationalsozialismus, nach seiner »Normalität«, nach Schuld und Mitschuld aller Deutschen wurden in der DDR kaum öffentlich diskutiert. Mit anderen Worten: eine Aufarbeitung der rassistischen, nationalistischen und sich auf kleinbürgerliche Werte berufenden Erziehung und Propaganda in der Vergangenheit fand nur sehr selektiv statt.

Nicht zuletzt waren damit all jene mentalen Prägungen, persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, die im Widerspruch zur offiziellen Geschichtsdarstellung und zum verordneten Antifaschismus standen, tabuisiert. Die Nachwirkungen der nationalsozialistischen Propaganda, wie z. B. die Rassentheorien, von massenhafter Zwangsarbeit während des Krieges, Flucht und Umsiedlung, Kriegsgefangenschaft und sowjetischer Besatzungsherrschaft lebten im Verborgenen weiter.

In einer Gegenbewegung dazu verstärkten sich im Zuge des Kalten Krieges die offiziellen Schuldzuweisungen an den jeweils anderen Teil Deutschlands. Die ideologischen Auseinandersetzungen zwischen den Systemen spiegelten sich in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens wider. Ob im Bildungswesen, in der Forschung oder in den Medien – stets blieb der Blick in abgrenzender Absicht gen Westen gefangen.

Verständnis für die Notwendigkeit internationaler Solidarität

Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sei für immer beseitigt, hieß es im Artikel 2 der Verfassung der DDR. Und in Artikel 6 wurde bekräftigt, die DDR habe »auf ihrem Gebiet den deutschen Militarismus und Nazismus ausgerottet«. Dieses politisch-gesellschaftliche Selbstverständnis wurde in der DDR nicht von der gesellschaftlichen Wirklichkeit unterschieden, so daß im vorhinein eins schon immer feststand: Die Strukturen und Phänomene, welche qua antifaschistischer und antirassistischer

Erziehung bekämpft werden sollten, könnten nur außerhalb der DDR, sprich in kapitalistischen Gesellschaften existieren. Folgerichtig kamen die Beispiele für Rassismus und Rassendiskriminierung aus (Süd-)Afrika oder den beiden amerikanischen Kontinenten. Dabei ging es nicht ausschließlich um anschauliche Informationsvermittlung und die Selbstvergewisserung, »auf der richtigen Seite« zu stehen. Es ging vor allem um eine moralische Einsicht, die unter anderem Grundlage für die in der Verfassung festgeschriebene internationale Solidarität sein sollte.⁵

In Artikel 6 der Verfassung hieß es: »Die Deutsche Demokratische Republik unterstützt die Staaten und Völker, die gegen den Imperialismus und sein Kolonialregime, für nationale Freiheit und Unabhängigkeit kämpfen, in ihrem Ringen um gesellschaftlichen Fortschritt.«

Damit war eine zielgerichtete Erziehung zur Solidarität vorgegeben. In den Betrieben erwarben die Erwachsenen bei der Beitragszahlung für den FDGB⁶ wie selbstverständlich ihre Solidaritätsmarken. Landauf, landab schrieben Schulkinder Mitte der 70er Jahre Protestbriefe, in denen sie – zu meist aus tiefer Überzeugung – die Freilassung der in den USA inhaftierten Afroamerikanerin Angela Davis forderten. In eine ähnliche Richtung weisende Aktionen und Aktivitäten gehörten für jedes Kind zum normalen Schulalltag. Das innerliche Beteiligtsein bei der Gestaltung von Wandzeitungen, die sich dem »Kampf der Völker in aller Welt für Frieden und Abrüstung« widmeten, beziehungsweise beim Sammeln von Altstoffen, Spielsachen oder Geld »für notleidende Altersgefährten in verschiedenen Ländern der Welt« dürfte jedoch von Kind zu Kind verschieden gewesen sein.

Der Erziehungsauftrag »nach außen« richtete sich darauf »ein tiefes Interesse und Gefühle der Anteilnahme mit dem Kampf anderer Völker und Nationen für Freiheit und Unabhängigkeit, gesellschaftlichen Fortschritt und die Lösung ihrer Lebens- und Entwicklungsprobleme zu besitzen und entsprechend zu handeln.«⁷ Ein anderer, quasi ergänzender Teil richtete sich »nach innen«: auf die Erziehung zur Achtung und Schätzung der Leistungen und Errungenschaften des eigenen Volkes.

Marianne Potratz-Krüger schreibt: »Diese Trennung von ›außen‹ und ›innen‹ vermittelte den Schülern – explizit wie implizit – die Überzeugung, daß sie von Rassismus und Antisemitismus, diesen zu verurteilenden ›Eigenschaften‹, frei seien, und darüber hinaus, daß sie berufen seien, anderen etwas zu vermitteln, daß sie Gebende seien.«⁸

Durch die Kopplung des Solidaritätsgedankens an bestimmte Gruppen von Menschen – Befreiungskämpfer, Notleidende, Unterdrückte, Opfer des imperialistischen Systems – wurde die Würde des Menschen meist in enger Verbindung mit ideologischen Auseinandersetzungen thematisiert. Ein klares Freund-Feind-Denken bestimmte sowohl die innen- als auch die außenpolitischen Diskussionen. Letztlich bleibt festzuhalten, daß die zu unterstützenden Völker und Nationen vorrangig als hilfsbedürftig, unterdrückt oder arm in Erscheinung traten. In jedem Fall aber – gemäß der marxistisch/leninistischen Theorie – auf dem Wege zu einer Gesellschaftsordnung, die in der DDR selbst schon verwirklicht worden war. Sie tauchten stets als diejenigen auf, die der internationalen Solidarität bedurften. Einer Solidarität, zu der viele sich nicht nur moralisch und ideologisch verpflichtet fühlten, sondern ehrlichen Herzens bereit waren. Als gleichberechtigte Partner wurden sie selten anerkannt: weder auf Wandzeitungen noch im Bewußtsein der DDR-Bevölkerung.

Eine öffentliche Auseinandersetzung mit historischen Kontinuitäten bezüglich der Kolonialgeschichte und des Rassismus sowie der nationalsozialistischen Vergangenheit gab es ausschließlich mit Blick auf das kapitalistische Ausland. Die DDR verstand sich als frei von den Wurzeln solcher Übel und übernahm stattdessen die Rolle des Freundes und Helfers.

Ein politischer Flüchtling aus dem Irak sagte über seine Aufnahme in der DDR in den 70er Jahren:

»Zuerst mußte ich am Herder-Institut die deutsche Sprache erlernen, und dort waren die meisten Lehrkräfte gewohnt, mit Ausländern umzugehen. Dabei gab es dann eine Art ›Bemutterung‹, die gut gemeint war; aber ich war schon ein erwachsener Mann. Dieses Gefühl der ›Bemutterung‹ wurde ich nicht los. Es gab auch eine Vielzahl von Leuten, zu denen man ein sehr gutes Verhältnis hatte. Also – ich wurde freundlich aufgenommen. (...) Das einzige Problem war: Der Kontakt zur DDR-Bevölkerung fand nicht statt. Allenfalls gab es die Möglichkeit, daß wir von deutschen Studenten betretet werden. Das war aber einfach äußerlich. (...) Die DDR als kleines Land, keine Weltoffenheit, und die Leute können sich nicht vorstellen, wie ein Ausländer lebt. Konkret erlebt man Abneigung, indem man auf der Straße angepöbelt wird, Details möchte ich uns ersparen. Daneben gibt es auch eine Gruppe von Personen, die das nicht artikuliert. Die Leute haben eigentlich nichts gegen einen, aber gleichzeitig besteht da eine Mauer – ich kann das nicht genau beschreiben.«⁹

Sehr verschieden, oft widersprüchlich können die Formen des Umgangs mit Fremden sein: Während die einen anfangen zu hätscheln und zu tätscheln, zu verniedlichen und zu bemuttern, väterliche Ratschläge und Drohungen auszusprechen, reagieren andere mit Mißachtung und Ignoranz, mit Arroganz und Diskriminierung bis hin zu offener Aggression. Eine Integration, die nicht vom Staat verordnet und organisiert wurde, blieb unter den Bedingungen, unter denen Ausländer in der DDR lebten, häufig aus.

Ebensowenig wie das Bildungssystem der DDR diese Phänomene als hausgemachte anerkannte und thematisierte, tat es auch der wissenschaftliche Bereich. Fragen des Zusammenlebens von In- und Ausländern, von Mehrheit und Minderheiten in der DDR waren kein Forschungsthema. Demgegenüber widmete sich die DDR-Migrationsforschung durchaus medizinischen, psychologischen und bildungspolitischen Problemen, die in Zusammenhang mit der Ausländerbeschäftigung in kapitalistischen Ländern standen. Es gibt eine Reihe von (Forschungs-)Literatur zur antifaschistischen und antirassistischen Erziehung sowie zahlreiche Materialien für den Einsatz vom Kindergarten bis zur Hochschule, die in der DDR selbst nie beachtet wurden. Zumal ohnehin relativ wenige ausländische Kinder in den DDR-Bildungseinrichtungen anzutreffen waren: 1989 gab es 11.500 Ausländer unter 18 Jahren und etwa 10.000 Studenten.

Irene Runge, Dozentin an der Sektion Geschichte der Humboldt-Universität Berlin, resümierte 1989: *»Unsere Forschungsdefizite sind nur ein Beweis dafür, daß die widersprüchliche Realität dieses Themas zwischen Kerzen für Rumänien und Restaurantsperren für Angolaner weder ins akademische noch ins publizistische Bewußtsein gedrungen ist. Die Medien und die Wissenschaft wurden faktisch zu Komplizen von Nationalisten entwürdigt. Ihr verordnetes Schweigen mehrte unsere Gewißheit, daß die DDR unerschütterlich und fest auf jenem Boden steht, der Völkerhaß und Rassismus wurzellos hinterlassen hat. Das Leben aber zeigt, daß jede Saat ihren Boden findet.«*¹⁰

Ein ideologisch verstelltes Weltbild ließ jenen Staat, der meinte, *»alles zum Wohle des Volkes«* zu tun, vieles verleugnen und über vieles hinwegsehen. Idee und Realität durften einander nicht beißen, sie sollten eins sein.

Zwischen Tabu und Ideologie: Ausländer in den Printmedien der DDR

Zu jeder Zeit gibt es eine ganz bestimmte Art und Weise des Sprechens und des Schweigens. Nachträglich läßt sie sich am ehesten im Original aufspüren, im gesprochenen und geschriebenen Wort. Auf der Suche nach derartigen Analysen stieß ich auf zwei gar nicht zufällig grundverschiedene Beiträge. Der eine – geschrieben im Jahr 1993 – kam von Ulrich Makosch, der von 1972–1990 Stellvertretender Chefredakteur im Deutschen Fernsehfunk der DDR war. Der andere von Marianne Krüger-Potratz, die in der BRD seit langem zu Migration und Ausländerpolitik forscht und 1991 ein Buch veröffentlichte: *»Andersein gab es nicht – Ausländer und Minderheiten in der DDR«*. Die eine beginnt, wo der andere aufgehört hat: Während Marianne Krüger-Potratz die Präsenz von Ausländern in den Medien der DDR und ihrem Bildungssystem unter die Lupe nimmt, zeichnet Ulrich Makosch die Afrika-Berichterstattung unter den durch die Systemauseinandersetzungen gegebenen Bedingungen nach. Er beschreibt Situationen und Begegnungen in Afrika, die er als Auslandskorrespondent mit Menschen der dortigen Befreiungsbewegungen und späteren Regierungen hatte, beschreibt die Arbeitsbedingungen der Journalisten und ihre Zusammenarbeit beziehungsweise Auseinandersetzung mit den heimischen Funktionären.

In Bezug auf die DDR-Journalisten kommt er zu dem Schluß: *»Sie stellten keine Ansprüche an Aufenthalt und Aufenthaltsland, schrieben nicht aus der sterilen Distanz des klimatisierten Hotelzimmers, nicht mit Abstand, Besserwisserei oder Paternalismus. Sie machten die Sache der Freiheitskämpfer zu ihrer eigenen.«*¹¹

Laut Makoschs Analyse waren die folgenden Themen Schwerpunkte der Afrika-Berichterstattung:

das Streben nach nationaler Unabhängigkeit und die Zurückweisung aller Formen des Kolonialismus und Rassismus, Solidarität mit Afrika, die Forderung nach einer gerechten Weltwirtschaftsordnung, Naturkatastrophen, Staatsbesuche und besondere Ereignisse wie Kongresse, Parteitage etc., Frauenemanzipation, Alphabetisierung, Fragen der bilateralen Zusammenarbeit und wirtschaftliche Fortschritte der afrikanischen Staaten.

Dabei blieben innere Vorgänge von erheblicher Bedeutung häufig unerwähnt und unkommentiert. Man nahm Rücksicht auf die durch ihre

Stellung auf dem Weltmarkt diskriminierten afrikanischen Länder. Und solidarisierte sich erst recht mit ihnen, wenn die westliche bürgerliche Presse überall dort Zensur walten ließ, wo Befreiungsbewegungen oder junge afrikanische Nationalstaaten freundschaftliche Verbindungen zur DDR pflegten. Kleinste Schritte wurden allzu schnell und gern als große Veränderungen angesehen und dabei die nach wie vor wirkmächtigen Traditionen aller Art vergessen.¹²

»Also führten Rücksicht auf den Gastgeber gepaart mit einem idealisierten Weltbild, Furcht vor der Ausnutzung eigener Kritik durch andere, Empfindlich- und Befindlichkeiten, mit wirtschaftlichen Interessen verbundene Anfälligkeiten der DDR sowie andere tatsächliche und vermeintliche Sachzwänge zu mangelnder Differenzierung.«¹³

Der einseitige Blick auf die »große Politik«, die persönliche Identifizierung mit den Kämpfen anderer – das bestätigt Ulrich Makoschs Analyse – ließ weder dem Einzelnen noch dem Differenten einen Raum. Es trat nur in Erscheinung, was ins vorgefertigte Bild paßte. Wer nicht sagen konnte oder wollte, wo er steht, wer sich nicht einordnen ließ, fiel heraus. Ebenso wie all die Prozesse und Erscheinungen, die für die gesellschaftlichen Umwälzungen als nebensächlich oder störend galten. Doch sie traten immer wieder hervor und sei es zwischen den Zeilen.

Marianne Krüger-Potratz richtet ihren Blick weniger auf das Allgemeine, die politischen und ökonomischen Bedingungen für Außen- wie Ausländerpolitik der DDR. Sie fragt nicht danach, wie die Länder Afrikas und ihre Befreiungsbewegungen in den Medien der DDR thematisiert wurden, sondern nach den Menschen, die als Ausländer in der DDR gelebt und gearbeitet haben, nach ihren Lebensbedingungen und dem Umgang miteinander. Im Gegensatz zu Ulrich Makosch arbeitet sie aus einer absoluten Distanz heraus, war nie persönlich eingebunden in das, was sie beschreibt und bewertet. Das läßt sie gerade dort sehr genau hinsehen, wo andere gelernt haben, die Mittel dem Zweck unterzuordnen. Ihre schonungslose Analyse nimmt eine in der DDR-Realität lange vernachlässigte Perspektive ein, stellt jahrelange Selbstverständlichkeiten infrage. Insofern enthält ihr Beitrag über Ausländer in den Medien der DDR interessante Ansatzpunkte für eine Auswertung der Berichterstattung über das SWAPO-Kinderheim in Bellin.¹⁴

Bis 1987 waren Artikel über Ausländer, ihre Situation und Rechtslage in

der DDR sowie ihr Zusammenleben mit der DDR-Bevölkerung eine Seltenheit. Nicht anders als allgemein üblich, dienten auch hier stets Erfolgsmeldungen und politische Gründe als Anlaß zur Berichterstattung. Über ausländische Arbeitnehmer wurde in Bezug auf Vertragsabschlüsse mit befreundeten Staaten wie Vietnam z. B. gesprochen; über Juden in der DDR berichtete man erst, als sich die Partei- und Staatsführung aus außenpolitischen Gründen um ein besseres Verhältnis zu den jüdischen Gemeinden bemühte und Berichte über die Sorben veranschaulichten die »fortschrittliche Nationalitätenpolitik« der DDR. »Nur nichts Problematisches« lautete die Devise in den Redaktionsstuben der Zeitungen und Zeitschriften. Diese Einschätzung der Journalistin B. Kirilow, die Ende der 70er Jahre bei der CDU-Zeitung »Neue Zeit« arbeitete, bestätigt sich bei einem Blick in die DDR-Presselandschaft.

Sofern überhaupt informiert wurde, geschah dies selektiv. Möglichkeiten, selbständig zu recherchieren, gab es kaum. Die öffentlich zugänglichen Daten waren unvollständig. Befragungen von Betroffenen bedurften der Genehmigung. Was blieb, war die eigene Erfahrung und die knappen, oft schöngefärbten Meldungen aus der DDR-Presse. Diese problematische (Un-)Informiertheit betraf selbst die in den Betrieben und Ausländerwohnheimen zuständigen sogenannten Ausländerbetreuer. Auch kirchliche Ausländerbeauftragte und andere Interessierte suchten oft vergeblich nach öffentlichen Informationen über Staatsverträge und Verordnungen, über geplante Projekte und entwicklungspolitische Zusammenhänge. Wer konnte, griff auf westdeutsche Presse und Literatur zurück. Diese verfügte jedoch selten über genauere oder mehr Informationen. Meist handelte es sich nur um eine Akzentverschiebung in der Berichterstattung.

Interessant sind vor diesem Hintergrund die immer wieder auftauchenden Argumentationsmuster. Charakteristisch für die Berichterstattung bis zur Wende ist die Betonung des »prinzipiellen Unterschieds« zwischen Gstarbeit im Sozialismus und Gstarbeit im Kapitalismus, wobei die Argumentation sowohl in der Presse als auch in der Forschungsliteratur auf einen Vergleich zum Zwecke der Abgrenzung und Legitimation hinausläuft. Ging es um die Ursachen der »sozialistischen Arbeitsmigration« und die Motive der ausländischen Arbeitnehmer selbst war weder von Arbeitslosigkeit noch von geringeren Löhnen in anderen RGW-Staaten die Rede. Stattdessen sprach man – sozusagen versteckt – von Polen als einem »sozialistischen Nachbarland, in dem die Zahl der Bevölkerung in den letzten Jahren schneller stieg als der Industriezuwachs«¹⁵.

DDR-interne Gründe bzw. Probleme, wie der eigene Bevölkerungsrückgang oder der Mangel an einheimischen Arbeitskräften, wurden lediglich mittels bestimmter Floskeln angesprochen: »*In der Tat helfen uns unsere Freunde bei der Lösung unserer volkswirtschaftlichen Aufgaben und mehrern damit gleichzeitig den Gesamtzuwachs des Sozialismus.*«¹⁶

Im Gegensatz dazu wurden in Bezug auf die Gastarbeiter in der BRD wirtschaftliche Ungleichheit und Arbeitslosigkeit deutlich als Ursachen für Migration benannt. Ebenso konträr erschienen die Arbeits- und Lebensbedingungen. Während ausländische Arbeitskräfte im Westen generell als ausgebeutet und häufigen Diskriminierungen ausgesetzt beschrieben wurden, sprach man in der DDR von den »*polnischen und ungarischen Freunden*« als »*geachtete Bürger*« und »*echte Partner*«¹⁷. Betont wurde, daß die Ausländerbeschäftigung – im Unterschied zum Kapitalismus – im Sozialismus den beteiligten Staaten wie den Individuen gleichermaßen nützt.

Ein häufig verwendetes Stichwort in diesem Zusammenhang hieß: sozialistische Solidarität. Umfragen von 1988 ergaben, daß die wenigsten DDR-Bürger wußten, welche ökonomischen Werte durch ausländische Arbeitskräfte geschaffen wurden. Sie nahmen an, der Aufenthalt ausländischer Vertragsarbeiter würde als ein Akt der Solidarität durch die DDR getragen.

»*Solidarität – ein Zauberwort, mit dem die ausschlaggebenden Gründe und die tatsächlichen Bedingungen der Ausländerbeschäftigung zugedeckt wurden. Beschrieben wurde Solidarität für den RGW-Bereich als Solidarität auf Gegenseitigkeit; bei der Beschäftigung von Arbeitskräften aus Entwicklungsländern hingegen wurde das entwicklungspolitische Moment stärker in den Vordergrund gerückt: Ausländerbeschäftigung als Form der sozialistischen Entwicklungshilfe.*«¹⁸

Daß die Hilfe für die Entwicklungsländer an eigene wirtschaftliche Bedürfnisse gekoppelt war und zum Teil sogar, sofern es Staaten aus dem »nicht-sozialistischen Währungsgebiet« betraf, der DDR ihre Existenz sichern helfen sollte, war bis zur Wende 1989 ein Tabuthema.¹⁹ Insofern tauchte auch die Frage nicht auf, inwieweit mit einer solchen Wirtschafts- und Außenpolitik postkoloniale Ausbeutung fortgeführt und neue Abhängigkeiten geschaffen wurden. Dabei wäre es eine gute Chance gewesen, die eigene Geschichte und die eigenen Ansprüche zu thematisieren, statt darüber peinlichst zu schweigen und in der Geste des Gebenden zu verharren.

Konkrete Beschreibungen des Aufenthalts von ausländischen Arbeitskräften ließen das Bild einer staatlich organisierten und abgesicherten Idylle entstehen: Neben der Möglichkeit einer Ausbildung und dem Recht auf gleichen Lohn, betonte man die außerordentlich gute Betreuung und gleichberechtigte Stellung im Betrieb. In der in Westberlin erscheinenden Zeitung der Sozialistischen Einheitspartei Westberlins (SEW), der damaligen Stimme des Ostens im Westen, ist in Bezug auf vietnamesische Vertragsarbeiter in der DDR von einem herzlichen Empfang auf dem Flugplatz die Rede, davon wie allen geholfen wurde, anfängliche Schwierigkeiten und das erste Heimweh zu überwinden. Hinsichtlich der deutschen Kollegen gäbe es keine Unterschiede, in der Freizeit mache man gemeinsame Ausflüge und habe eine Singegruppe, deren Auftritte sehr gefragt seien. »*Begehrte Gesprächspartner sind die jungen Vietnamesen in Schulen, wo sie vom Kampf und vom Leben ihres Volkes berichten.*«²⁰

Kam es auf Schwierigkeiten zu sprechen, war immer vorausgesetzt, daß es sich um menschliche Schwächen handelt, nicht jedoch um solche des politischen Systems oder der Gesellschaft. So wurde auf Probleme während der Eingewöhnungsphase, Mentalitätsunterschiede oder allorts vorhandene zwischenmenschliche Konflikte verwiesen und ansonsten Verständnis und Offenheit beschwört:

»*Selbstverständlich ist für die ausländischen Werktätigen die Eingewöhnung in eine neue Umwelt nicht leicht. Mitunter gibt es auch Konflikte im Zusammenleben, sei es um ein Mädchen oder einen Jungen. Doch ist das nicht typisch. Notwendig sind überall ein kameradschaftliches, vertrauensvolles Verhältnis, behutsamer Umgang miteinander und Verständnis dafür, daß es Probleme mit sich bringt, wenn jemand lange Zeit viele tausend Kilometer von der Heimat entfernt lebt.*«²¹

Die DDR-Mehrheitsbevölkerung sollte auf die Schwierigkeiten der Fremden eingehen, ihnen Vertrauen und Verständnis entgegenbringen. Dem ist kaum zu widersprechen. Es bleibt jedoch eine unzulässige Reduktion eines solch vielschichtigen Phänomens wie dem des Rassismus, wenn alles auf Mentalitätsunterschiede, Klima und Eßgewohnheiten zurückgeführt wird. Abgesehen davon, daß mit einer solchen Aufforderung sich einmal mehr bestätigte, daß die Probleme immer nur bei den Anderen liegen. Eine öffentliche Diskussion über wirtschaftliche Ungleichheiten, Konkurrenzsituationen und Versorgungsprobleme war in der DDR undenkbar. Das Eingeständnis eigener Probleme und Fehler paßte nicht in das SED-Partei-

programm des verordneten Optimismus. Noch undenkbarer war es, die politische Praxis der Ausgrenzung von Andersdenkenden und zu »*Feinden des Sozialismus*« erklärten Personen in der DDR zu thematisieren. Doch eben daran hätte sich erweisen müssen, daß die Gesellschaft willens und fähig ist, mit dem Anderssein, mit Abweichungen von staatlich verordneter oder subjektiv empfundener Normalität umzugehen.

Rechtliche Aspekte der DDR-Ausländerpolitik

Charakteristisch für die Gesetzgebung der DDR war eine rechtlich verankerte Willkür, wie sie sich auch im Ausländergesetz von 1979 findet. Dort wurde festgelegt, daß für den Aufenthalt von Ausländern in der DDR eine Genehmigung erforderlich ist, es sei denn, daß andere Rechtsvorschriften oder völkerrechtliche Verträge existieren. Eine derartige Aufenthaltsgenehmigung wurde durch das Innenministerium, die Polizei oder »*andere berechnigte Organe*« erteilt. Sie konnte »*zeitlich und örtlich beschränkt, versagt, entzogen oder für ungültig erklärt werden*« (§ 6). Eine Begründung diesbezüglicher Entscheidungen war nicht notwendig. Die restriktive Form des Ausländergesetzes von 1979 stellte eine wesentliche Verschlechterung gegenüber dem Gesetz von 1957 dar, in dem jedem Ausländer das Recht zugestanden wurde, »*sich an jedem Ort der DDR beliebig lange aufzuhalten, soweit in der Aufenthaltsberechtigung keine örtliche oder zeitliche Begrenzung des Aufenthalts eingetragen ist*« (§ 4).

Mit anderen Worten: der Aufenthalt von Ausländern hing generell von Gunst und Ermessen der staatlichen Behörden ab. Ausländer besaßen hinsichtlich ihres Aufenthalts keine einklagbaren Rechte. Wer eine Aufenthaltsgenehmigung erhalten hatte, brauchte sich um eine Arbeitserlaubnis nicht zu sorgen; das Recht auf Arbeit galt für In- und Ausländer gleichermaßen. Viele Vertragsarbeiter erhielten zudem eine Berufsausbildung, die in den jeweiligen zwischenstaatlichen Regierungsabkommen vertraglich festgelegt wurde.

Da die Vertragsarbeiter und auch andere in der DDR lebende und arbeitende Ausländer mehrheitlich Gewerkschaftsmitglieder waren, hatten sie in diesem Rahmen begrenzte Möglichkeiten der Mitbestimmung. Ansonsten war ihre Mitwirkung in den Arbeits- und Beratungsgruppen, die der Planung und Leitung des Einsatzes der ausländischen Arbeitskräfte dienen sollten, jedoch nicht vorgesehen.

Zum Familiennachzug kam es nur in seltenen Fällen, da die Regierungsabkommen dies nicht vorsahen. Auch als die Vertragsarbeiter teilweise bis zu zehn Jahren in der DDR verweilten, erhielten sie meist keine Genehmigung zur Einreise ihrer Familien. Vietnamesische Vertragsarbeiterinnen waren im Falle einer Schwangerschaft vor die Wahl gestellt, entweder nach Hause geschickt zu werden oder die Schwangerschaft abzubrechen.

Als es in den 80er Jahren in der DDR zu wachsendem Unmut über größere Wareneinkäufe von polnischen Transitreisenden in die BRD kam, reagierte die DDR mit einer Anordnung derzufolge bestimmte Waren an Ausländer nur in festgelegten Mengen unter Vorlage ihres Personalausweises verkauft werden durften. Das führte unter anderem dazu, daß das Kaufverhalten von Ausländern nun generell einer mißtrauischen Prüfung unterzogen wurde. Häufig waren davon auch in der DDR lebende Ausländer betroffen, die zum Teil bestimmte Waren überhaupt nicht mehr bzw. in sehr geringen Mengen erhielten oder sich diskriminierende Untersuchungen ihrer Einkaufskörbe gefallen lassen mußten. In der Bevölkerung ohnehin vorhandene Vorurteile, Konkurrenzängste und Tendenzen zur Ausgrenzung gegenüber bestimmten Ausländern wurden damit letztlich bestätigt und gefördert.

Ende der 80er Jahre – als staatliche Reaktion auf die wachsende Gewaltbereitschaft gegenüber Ausländern und anderen Minderheiten in der DDR – fanden sich in den Medien erstmals genauere Informationen zu den konkreten Bedingungen der zwischenstaatlichen Verträge und zu Fragen des Ausländerrechts. Dabei ging es beispielsweise um die Höhe der transferierbaren Geldbeträge sowie um die Menge der Konsumgüter, die ausländische Arbeiter in ihre Heimatländer schicken bzw. am Ende ihres Aufenthaltes mitnehmen durften. Aufgeklärt wurde auch über AIDS und verordnete Kontrollen bei der Einreise von Ausländern. Ausländer, die nachweislich mit dem HIV-Virus infiziert waren, wurden umgehend in ihre Herkunftsländer zurückgeschickt.

Die konkreten Arbeits- und Lebensbedingungen von Ausländern in der DDR waren in starkem Maße davon abhängig, ob sie aufgrund zwischenstaatlicher Verträge für eine begrenzte Zeit in der DDR lebten oder ihren ständigen Wohnsitz in der DDR hatten. Zumindest die große Gruppe der Vertragsarbeiter sah sich permanent einer Reihe von staatlichen Regelungen und Verordnungen unterworfen, die ihre Arbeits- und Wohnverhältnisse ebenso betrafen wie ihren Urlaub und ihre Freizeitgestaltung. Mit welchen staatlichen Regelungen und Interessen ausländische Studenten,

von der DDR aufgenommene politische Flüchtlinge und andere Gruppen – beispielsweise die namibischen Kinder und Erzieherinnen in Bellin – konfrontiert waren, muß stets am Einzelfall untersucht werden.

Die staatliche Ausländerpolitik, der gesellschaftliche Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und Minderheiten, die Darstellung von Ausländern in den Medien oder auch der einseitig ideologische Blick in den Wissenschaften sind an dieser Stelle nicht mehr, aber auch nicht weniger als der Kontext für die jeweils konkreten Ereignisse und Erlebnisse.

Die Beziehungen der SED zur SWAPO

Die Geschichte Namibias ist nicht erst seit der Betreuung namibischer Kinder im Kinderheim Bellin in enge Berührung mit der deutschen Geschichte gekommen. 1884 wurde das Gebiet des heutigen Namibias zur Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Noch heute gibt es unter der knapp zwei Millionen zählenden namibischen Bevölkerung 30.000 deutschsprechende Einwohner. Ihnen gehören viele Hektar des zentralen Weidelandes und viele Handwerksbetriebe. Wirtschaftlich gesehen sind sie nach wie vor eine starke Macht in der Region, auch wenn sie in der politischen Arena nur noch eine Nebenrolle spielen. Nach dem ersten Weltkrieg kam die ehemals deutsche Kolonie unter südafrikanische Mandatsmacht.

Der Völkerbund hatte Südafrika das Recht zugesprochen, das Gebiet »zum Wohle der dort Lebenden« zu verwalten. Doch die vorherige deutsche Kolonialherrschaft wurde jetzt unter südafrikanischem Vorzeichen weitergeführt. Die Gesetze der Apartheid beherrschten das Leben der schwarzen Bevölkerung. Während die Minderheit der weißen Südafrikaner über Kapital und Land verfügte, war die schwarze Mehrheitsbevölkerung diskriminierenden Gesetzen, Chancenlosigkeit und schlechter Behandlung ausgesetzt. Ein Teil der vorwiegend schwarzen namibischen Bevölkerung floh aus diesen Gründen seit Anfang der 60er Jahre ins Ausland. Doch auch im Landesinneren regte sich Widerstand. 1960 gründete sich die SWAPO²², die seitdem sowohl aus dem Exil als auch von innen heraus aktiv wurde. Ihr Ziel war es, das Land von der südafrikanischen Besatzung zu befreien.

Erfolgreicher als der bewaffnete Kampf der SWAPO gegen die südafrikanische Verwaltung war ihr diplomatisches Vorgehen auf internationaler Ebene. Die Generalversammlung der UNO erkannte sie 1973 als »einzigste

authentische« Befreiungsbewegung und Vertretung des Volkes von Namibia an.

Parallel dazu gelang der DDR ein entscheidender Durchbruch auf dem internationalen Parkett. Sie erreichte in der ersten Hälfte der 70er Jahre ihre weltweite diplomatische Anerkennung. Bis dahin war es den Entwicklungsländern nahezu unmöglich, diplomatische Beziehungen zur DDR aufzunehmen, da die Bundesrepublik – entsprechend der Hallstein-Doktrin von 1956 – im besonderen gegenüber den Entwicklungsländern an ihrem Alleinvertretungsanspruch für alle Deutschen festhielt. Durchsetzen konnte sie dies mittels der Gewährung bzw. dem Entzug von entwicklungspolitischen Maßnahmen. Die DDR hingegen hatte Formen und Methoden entwickelt, diese Doktrin zu umgehen, indem ihre staatlichen wie nicht-staatlichen Beziehungen stets inoffiziellen Charakter hatten. Auf diese Weise bemühte die DDR sich um die Entwicklung bilateraler Beziehungen und nahm Stellung zu den politischen Auseinandersetzungen in und um Afrika, so auch zur namibischen Befreiungsbewegung. Sam Nujoma, Präsident der SWAPO, war 1962 erstmals zu Gast beim Solidaritätskomitee der DDR.

Anfang der 70er Jahre stand einer Unterstützung der Befreiungsbewegungen durch die DDR nichts mehr im Wege; sowohl die DDR als auch die SWAPO waren völkerrechtlich anerkannt. Der Zerfall des portugiesischen Kolonialreiches und die damit einhergehende Unabhängigkeit von Angola und Mosambik waren nicht nur für die Befreiungsbewegungen in Zimbabwe, Südafrika und Namibia mit großen Hoffnungen verbunden. Von einer möglichen Veränderung des Kräfteverhältnisses im südlichen Afrika versprach man sich auch im Ostblock überregionale Auswirkungen. In Übereinstimmung mit der Regierung der UdSSR bemühte sich die DDR um intensive Unterstützung von Befreiungsbewegungen, die sich zum Marxismus-Leninismus bekannten. Die SED nahm 1977 direkte Parteibeziehungen zur SWAPO auf. 1978 eröffneten sowohl die SWAPO als auch der ANC und die ZAPU (die Befreiungsbewegungen Südafrikas und Zimbabwes) eine Vertretung in Ost-Berlin mit quasi-diplomatischem Status.

Seit Mitte der 70er Jahre unterstützte die DDR die SWAPO in zunehmendem Umfang. Finanziert wurden Sachleistungen, Kosten für Delegationsreisen und medizinische Hilfe. Zu den Hilfslieferungen gehörten auch »Lieferungen aus dem nichtzivilen Bereich«, wie Uniformen, Stiefel und Waffen.²³ Ein großer Anteil entfiel auf den Bereich der Aus- und Weiterbildung. Die DDR entsandte Fachexperten nach Sambia und in namibische

Flüchtlingslager nach Angola, unter anderem eine Lehrer- und Ärztegruppe nach Kwanza Sul. Ihr offizieller Auftrag lautete: »gezielte und systematische Einflußnahme auf führende SWAPO-Funktionäre sowie den Lehrkörper in Kwanza Sul zur schöpferischen Anwendung des Marxismus/Leninismus im Befreiungskampf«²⁴.

Aus Namibia kamen junge Menschen zur Berufsausbildung oder zum Studium in die DDR, auch SWAPO-Kader wurden hier geschult. Während es Ende der 60er Jahre noch 25.000 bis 70.000 Mark waren, die durch die SED und das Solidaritätskomitee zur Verfügung gestellt wurden, bewegten sich die Zahlungen 1975 um eine Million Mark und seit 1984 waren es durchschnittlich zehn Millionen Mark.²⁵

Im Mai 1978 griff die südafrikanische Armee das SWAPO-Flüchtlingslager in Kassinga/Angola an, wo mehrere tausend namibische Flüchtlinge lebten. Bei diesem mit Abstand brutalsten Übergriff während des Befreiungskrieges wurden 600 namibische Männer, Frauen und Kinder ermordet und weit über 1000 mehr oder weniger schwer verletzt. Ein Aufschrei der Entrüstung ging weltweit durch die Medien. Die DDR zeigte ihre Bereitschaft zur Unterstützung indem sie eine medizinische Behandlung für Überlebende des Massakers und Kämpfer der SWAPO anbot. Ende Juli 1978 kamen die ersten Verletzten nach Berlin-Buch: neunzehn junge Frauen und Männer und ein 10jähriges Mädchen. Bis 1989 wurden insgesamt 400 Namibier in Berlin medizinisch behandelt.

1979 bat der Präsident der SWAPO, Sam Nujoma, unter anderem auch die DDR um ihre Unterstützung: 200 namibische Vorschulkinder und 80 Erzieherinnen sollten in der DDR aufgenommen und ausgebildet werden. Die damit verbundenen Wünsche und Vorstellungen sind in dem dazugehörigen Projektantrag folgendermaßen formuliert worden:

- »a.) Die Kinder sollen bereits im frühen Stadium ihrer Entwicklung mit den sozialen Errungenschaften einer sozialistischen Gesellschaft vertraut werden.
- b.) Die sozialen und kulturellen Kontakte und Beziehungen zu DDR-Kindern werden für die jungen Namibier von großem Nutzen sein.
- c.) Einige Kinder sollen aus der Reichweite der ständigen Gefahr und Bombardements gebracht werden, mit denen das rassistische Südafrika die Territorien der Frontstaaten – insbesondere der Volksrepublik Angola und der Republik Sambia – bedroht und die bereits zur Ermordung von Hunderten namibischer Kinder, Frauen und Greise am 4. Mai 1978 in Kassinga geführt haben.



Einschulung in Zehna, im Hintergrund: Heimleiter Rainer Goltz

d.) Die Begleitpersonen (abgesehen von der weiteren Qualifizierung bei der Betreuung und Erziehung von Kindern im Kindergartenalter) werden außerdem in der Lage sein, Kenntnisse über das sozialistische Bildungssystem der DDR und den Weg der sozialen Entwicklung zu erwerben. Von ihnen wird erwartet, daß sie bei der Planung und Durchführung von SWAPO-Kindergartenprogrammen sowie bei der Ausbildung anderer Namibier helfen.«²⁶

Die DDR-Führung sah sich nicht in der Lage, den Wünschen der SWAPO in vollem Umfang gerecht zu werden. Sie beschloß, 80 Vorschulkinder und 15 auszubildende Erzieherinnen aufzunehmen.

Das SWAPO-Kinderheim Bellin als Objekt staatlich organisierter Solidarität

Die SED beschloß im September 1979 ein Heim für namibische Vorschulkinder einzurichten. Wie in der zentralistisch regierten DDR üblich, wurden daraufhin die verschiedensten Ministerien: Volksbildung, Bauwesen, Verkehrswesen, Gesundheit, Finanzen, Handel und Versorgung damit beauftragt, entsprechende Programme auszuarbeiten. Die Abteilung für Internationale Verbindungen des Zentralkomitee der SED sollte in allen relevanten Fragen mit der SWAPO zusammenarbeiten.

Im Oktober 1979 reiste eine Delegation des Ministeriums für Volksbildung nach Angola, um dort mit Sam Nujoma und anderen führenden SWAPO-Vertretern die notwendigen Vorbereitungen zu treffen und abzustimmen.

Unter anderem wurde beschlossen, bis auf weiteres auf Publikationen über den Aufenthalt der namibischen Kinder in der DDR zu verzichten.²⁷ Über die Beweggründe für diese Entscheidung auf beiden Seiten läßt sich nur spekulieren. In einem Gespräch 1981 mit dem damaligen Landesbischof, Dr. Heinrich Rathke, sprach ein Vertreter des Rates des Bezirkes Schwerin, Abteilung Kirchenfragen recht nebulös von »bestimmten Bedingungen ... wegen eines anderen Objekts am Orte« als es um den geplanten Ausbau des Pfarrhauses in Bellin zu einem »Haus für Studium und Stille« ging. Er wies auf »bestimmte Komplikationen« hin, die sich später in Bellin einstellen könnten und darauf, daß »staatlicherseits mögliche Aufenthaltsbeschränkungen, Kontrollen und dergleichen veranlaßt werden müssen, die sicher für beide Seiten unangenehm wären«.²⁸

Offensichtlich befürchtete man, daß es zu Angriffen durch Feinde der SWAPO kommen könnte. Sicherlich ging es dabei vor allem um bestimmte Gruppen in Südafrika und deren mögliche Unterstützer und weniger um die Belliner Bevölkerung.

Ein kirchlicher Mitarbeiter erinnerte sich an folgende staatlicherseits ausgesprochene Begründung für ein Verbot, das Pfarrhaus um- und auszubauen:

»Die Kirche ist liiert mit der UNITA und das sind die Verbrecher. Die UNITA sind die westlich ausgerichteten Widerstandskämpfer gewesen. Und

wenn die UNITA rauskriegt, daß da so was existiert, dann werden die nachts mal – allen Ernstes ist das so gesagt worden – einen Fallschirmspringer mit einer Bombe unterm Arm absetzen. Die Kirche würde ihn natürlich schützen und verstecken. Wenn sich alles wieder beruhigt hat, wird er durchs Dorf schleichen und wird das namibische Kinderheim in die Luft sprengen.«²⁹

Eine absurde Idee! Und aus heutiger Sicht mag sie manch einem höchst neurotisch erscheinen oder als schlechte Ausrede. Es ist jedoch zu bedenken, daß die namibischen Kinder alle aus dem Flüchtlingslager Kwanza Sul kamen, dem Hauptstützpunkt der SWAPO in Angola. Angesichts der Tatsache, daß sowohl mehrere Kinder führender SWAPO-Vertreter als auch die Ehefrau von Sam Nujoma und einer seiner Enkel mehrere Jahre in Bellin lebten, ist eine gewisse Vorsicht durchaus nachvollziehbar. Inwieweit darüberhinaus andere Gründe eine Rolle spielten, ließ sich weder aus den Gesprächen noch aus den Akten entnehmen.

Bellin – Ort der Zuflucht

»Es waren sowohl Kassinga-Opfer als auch Kinder von SWAPO-Funktionären, die ihre Kinder in Sicherheit wissen wollten«, antwortete ein ehemaliger »solidarity worker« aus dem Namibian Education Centre in Kwanza Sul auf die Frage, welche Kinder nach Bellin geschickt wurden. Auf die Frage warum ausgerechnet Bellin, ein kleines Dorf im Mecklenburgischen in der Nähe von Güstrow für ein namibisches Kinderheim gewählt wurde, gibt es keine nachlesbare Antwort. Am ehesten läßt es sich aus der Geschichte des alten Gutshauses, in dem das Kinderheim untergebracht wurde, selbst erklären. 1911 von der Hamburger Handelsfamilie Sloman erbaut, diente das geräumige Gutshaus nach dem Zweiten Weltkrieg erst als Waisenhaus, dann als Verwaltungsschule und später als Parteischule für SED-Funktionäre. Aus dieser Zeit haben manche Belliner Erinnerungen an Feste, auf denen sie in einem riesigen Saal mit Marmor an den Wänden und buntem Mosaik auf dem Fußboden tanzen konnten.

Nachdem die Parteischule verlegt worden war, stand das Gebäude leer und wurde so umgebaut, daß es als Kinderheim genutzt werden konnte. Für die Belliner Bevölkerung ist es seitdem beinahe unmöglich geworden, das alte Gutshaus zu betreten oder gar darin zu feiern. Heute ist es wieder



Privatbesitz der Familie Sloman, die Appartements an zahlungskräftige Touristen vermietet. Als SWAPO-Kinderheim wurde es strengstens bewacht: gesichert durch einen Maschendrahtzaun rings um das Haus und den dazugehörigen Park sowie einen Pförtner, der Tag und Nacht den Zutritt kontrollierte. Für ein Kinderheim in der DDR war das die gängige Praxis. In Bellin jedoch wurden die Sicherheitsbestimmungen besonders ernst genommen. Die Mitarbeiterinnen sollten nirgends mehr erzählen als ohnehin jeder sehen konnte: die Kinder kämen aus Afrika. Weder Namibia noch die SWAPO wurden anfangs je öffentlich erwähnt. Auch die Einwohner von Bellin wußten nur soviel, wie sich herumsprach. Einige von ihnen arbeiteten weiterhin im technischen Bereich des Kinderheimes, als Heizer oder in der Küche, wie schon zu Zeiten der Parteischule. Andere Mitarbeiter mußten zusätzlich angeworben werden.

»Der erste technische Leiter hat geworben für die Schneiderei ... Da mußten wir erstmal noch ganz schön ranklotzen, alles einzurichten. Wir hatten alle Betten fertiggemacht und sauber gemacht und unsere Hütte eingerichtet. Es wurde gleich gesagt, daß namibische Kinder kommen und da hatte ich erst Bedenken ... Aber nach Güstrow mußte ich ja auch jeden Tag fahren und hier wurden wir gefahren und Geld habe ich hier auch mehr ver-

dient. Vor allem fiel die Leistung weg, denn in den Bekleidungswerken gab es nur Leistungsarbeit. Da hatten wir auch Nachtschicht und das fiel da alles weg.«³⁰

Am 18. Dezember 1979, einem kalten Wintertag, kamen die ersten 80 namibischen Kinder in Begleitung von 15 jungen Namibierinnen in Bellin an. Die jüngsten von ihnen waren drei und die ältesten sieben Jahre alt. Man sah ihnen die Spuren des Flüchtlingslagers deutlich an: unterernährt, mit gesundheitlichen Problemen und nicht zuletzt verängstigt ob der völlig unbekanntem Situation, wurden sie von den Mitarbeiterinnen in ihre Betten getragen. Vorerst ging es darum, sie medizinisch zu behandeln und entsprechend zu ernähren.

»Als die ersten kamen, das war ganz traurig für uns. Da kannten wir das alles noch nicht und die Kinder hatten es auch ganz, ganz schwer. Wir waren keine Erzieherinnen. Wir waren aus der Schneiderei, der Wäscherei und Reinigungskräfte. Uns hat man auf der Versammlung gesagt: Ihr müßt alle mitkommen, wenn die Busse kommen. Die Kinder müssen rein. Kümmert euch darum, daß sie was zu essen kriegen. (...) Dann ausziehen und waschen, nur das Nötigste und dann ins Bett gebracht. Schlafanzug angezogen und rein ins Bett. Jeder hatte sein Bettchen, aber wenn wir eins drin hatten war das nächste raus. Klar, die Kinder hatten doch Angst. Die sind wieder rausgekrabbelt und zu den anderen Kindern hingegangen oder haben sich die Schlafanzüge sofort wieder ausgezogen. Das waren alles Sachen, die sie scheinbar gar nicht kannten. Wir haben nachher nur unten gestanden und geheult und gefragt, wie so was möglich ist. Die ersten sahen auch furchtbar mager aus. Da waren die Rippen zu sehen. Sie waren zwar vorher in Quarantäne und schon ein bißchen hochgepöppelt, aber es war erstmal sehr schlimm. Die anderen, die später kamen, waren dann schon kräftiger. (...)

Erstmal wurden alle untersucht und geimpft. Ach, das war ein Theater. Man hielt sie so schwer auseinander. Ich meine, die waren eben alle gleich schwarz. Bloß einer hatte krauseres Haar, der andere war glatter. Da erkannte man auch keine bestimmten Merkmale. Im Nachhinein ja, da hielt man sie auseinander, wenn es die Kopfform war oder die Sprache oder irgend etwas anderes.«³¹

Die Rahmenbedingungen des Aufenthalts der namibischen Kinder und Frauen

In den ersten beiden Jahren war das Ministerium für Volksbildung der DDR für das SWAPO-Kinderheim in Bellin zuständig. Die Finanzierung übernahm zu großen Teilen das Solidaritätskomitee der DDR. Anfangs ging man davon aus, daß die namibischen Kinder nur vorübergehend in der DDR versorgt werden sollten.

Als pädagogische Grundlage für ihre Erziehung galt das übliche DDR-Kindergartenprogramm. Neben all den Arbeiten, die in der Küche, der Wäscherei, der Nähstube, im und am Gebäude sowie in den Parkanlagen vonnöten waren, bedurfte es zahlreicher pädagogischer Mitarbeiterinnen. Diese sollten zum einen fachlich qualifiziert sein und zum anderen der SED und ihrer Politik nahestehen. Zum Teil fanden sich in den Akten Hinweise darauf, daß Bewerbungen an die Staatssicherheit weitergeleitet wurden, deren zuständige Kreisdienststellen dann den Einsatz beim Bezirkschulrat bestätigten beziehungsweise ablehnten.³²

»Als ich mich beworben habe, hieß es: Ja, sofort. Es war vier Tage vor Weihnachten als ich anfangen sollte. Es ging wirklich sehr schnell. Und ich dachte, nun müßte ich doch eine Nachricht kriegen, daß es losgeht, denn ich sollte schon über Weihnachten dort sein. (...) Kurz nach Weihnachten kriegte ich plötzlich meine ganzen Papiere kommentarlos zurück. (...) Ich bekam nie eine Begründung. Meine damalige Chefin sagte dann: Ich darf es ja nicht sagen, aber ich sag es ihnen trotzdem. Sie sind ideologisch nicht tragbar, weil sie religiös gebunden sind und solche Leute kann man nicht auf die Kinder loslassen.«³³

Ein großer Teil der pädagogischen Mitarbeiterinnen kam aus anderen Gegenden der DDR, oftmals ließen sie ihre Familie dort zurück. Gearbeitet wurde im Dreischichtdienst. Jede Kindergruppe hatte zwischen 11 und 15 Kindern, die von bis zu fünf Erzieherinnen betreut wurde. Die meisten der namibischen Erzieherinnen blieben nur zwei bis drei Jahre, für die Zeit ihrer Ausbildung, in der DDR. Sie arbeiteten gemeinsam mit den deutschen Erzieherinnen in den Gruppen, wohnten anfangs direkt im Guts- haus und später in Nebengebäuden.

Im August 1980 begann der erste Pädagogikkurs für die namibischen Erzieherinnen. Von der Pädagogischen Fachschule Schwerin reisten Lehr-



Vor dem Eingangsportal des Kinderheims in Bellin

kräfte an, um theoretische Grundlagen zu vermitteln, die praktische Ausbildung fand tagtäglich im Kinderheim selbst statt. Jede namibische Erzieherin arbeitete mit mindestens zwei deutschen Erzieherinnen zusammen, von denen eine als Mentorin in besonderem Maße für ihre Ausbildung verantwortlich war.

Anfang 1981 wandte sich die SWAPO erneut an die DDR mit der Bitte, die in Bellin lebenden Kinder weiterhin zu betreuen und eine zusätzliche Gruppe aufzunehmen. Daraufhin beschloß das Sekretariat des ZK der SED Mitte Juli des gleichen Jahres die *»Erweiterung der Aufnahmekapazität des Kinderheimes Bellin für namibische Kinder in der DDR«³⁴*. Auf dieser Grundlage wurden etwa alle zwei Jahre weitere namibische Kinder und Erzieherinnen aufgenommen. Dabei handelte es sich zunächst um kleinere Gruppen.

Die Entscheidung der SED, das SWAPO-Kinderheim Bellin zu erweitern und über einen längeren Zeitraum zu betreiben, zog einige grundsätzliche Veränderungen nach sich.

Zum einen wurden im September 1981 die ersten 27 Kinder an der POS in Zehna eingeschult und in einer eigenen Klasse unterrichtet. Zum anderen war das Kinderheim ab Juni 1982 nicht mehr dem Ministerium für

Volksbildung, sondern dem Rat des Bezirkes Schwerin, Abteilung Volksbildung direkt unterstellt. Ein Jahr später, im Oktober 1983 beschloß das Politbüro des ZK der SED, daß alle Kinder bis zu ihrem Schulabschluß in der DDR bleiben können.

Parallel zu dieser Entwicklung wurde in Staßfurt ein Internat und die »Schule der Freundschaft« für 900 mosambikanische Schüler eröffnet. Dies ist im Zusammenhang mit dem Kinderheim in Bellin insofern von Bedeutung, als daß 1985 die ersten namibischen Kinder nach Staßfurt umzogen, damit es in Bellin Platz für die nachrückenden Gruppen gab. 1986 und 1988 gingen weitere Schulkinder nach Staßfurt, in Bellin lebten seitdem nur noch die Vorschulkinder.

Erst im Juni und Juli 1989 kamen die beiden letzten und größten Gruppen in die DDR. 100 Vorschulkinder zwischen drei und fünf Jahren wurden in Bellin aufgenommen und 103 Schulkinder zwischen neun und elf Jahren in Staßfurt. Das bedeutet, daß Anfang 1990 beinahe die Hälfte der 425 namibischen Kinder erst seit wenigen Monaten in der DDR lebte.³⁵

Im Herbst 1989, wenige Monate nachdem die letzten 200 namibischen Kinder aufgenommen wurden, kam es nicht nur in der DDR zu einschneidenden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen. In Namibia näherte sich der beinahe 30 Jahre andauernde Kampf um Unabhängigkeit seinem Ende. Die für November angesetzten ersten freien und demokratischen Wahlen sollten von möglichst vielen Namibiern genutzt werden. Allein in den Sommermonaten kehrten 42.000 Menschen aus dem Exil zurück. Die SWAPO rief auch die in der DDR lebenden namibischen Studenten und Auszubildenden in ihre Heimat, um die Wahl dort für sich entscheiden zu können.

Der neue namibische Erziehungsminister, Nahas Angula, besuchte im Mai 1990 die DDR. Anschließend wurde entschieden, alle namibischen Kinder – viele von ihnen waren mittlerweile zu Jugendlichen herangewachsen, die weitaus mehr von der DDR geprägt waren als von ihrem Herkunftsland – in ihre ursprüngliche Heimat zurückzuholen. Inwieweit diese Entscheidung unter dem Druck der inzwischen stark angespannten Situation, vor allem für Schwarze in der DDR, zustande kam, ist nicht genau nachzuvollziehen. Auch hinsichtlich der Bereitschaft der staatlichen Behörden, die Schulausbildungen bis zum Ende zu finanzieren, gibt es widersprüchliche Berichte. Außerdem sorgten eine Reihe von Presseberichten in Namibia und Deutschland für viel Aufregung, in denen die Frage nach der wirklichen Identität der in die DDR gebrachten namibischen Kinder auf-



Vertreter der SWAPO, des Kinderheimes und der Gemeinde Bellin während einer Veranstaltung in Zehna

geworfen wurde. Die deutsche Sektion der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte behauptete, es seien möglicherweise Waisen-Kinder von SWAPO-Dissidenten, die gefangengenommen, gefoltert und umgebracht worden waren. Oder es seien Kinder, die gegen den Willen ihrer Eltern in die DDR geschickt wurden und dort quasi als Geiseln lebten.

Die US-Amerikanerin Constance Kenna forschte 1995/96 in Namibia, um die Geschichten der »DDR-Kinder« von Namibia aufschreiben zu können, deren Leben in jedem Fall von mindestens zwei äußerst einschneidenden Veränderungen geprägt war: ihrer Ankunft in der DDR und ihrer Rückführung nach Namibia. 1999 veröffentlichte sie ihre Ergebnisse in dem Buch: »Die »DDR-Kinder« von Namibia. Heimkehrer in ein fremdes Land«, das viele ehemalige »DDR-Kinder« und deren Erzieherinnen selbst zu Wort kommen läßt und so einen sehr lebendigen Eindruck von der Zeit in Bellin, aber auch den Jahren des verwirrenden Ankommens in Namibia vermittelt. Ihre Recherchen zu den Vorwürfen, die die Herkunft und Identität der Kinder betrafen, faßt sie wie folgt zusammen:

»In einigen Fällen sind die Eltern wohl tatsächlich von der SWAPO als mutmaßliche Spione festgehalten worden. Wo das bekannt ist ... geschah dies aber lange nachdem die Kinder in die DDR geschickt worden waren. Man kann heute sagen, daß fast alle Kinder nicht in die DDR gebracht wurden, weil ihre Eltern SWAPO-Dissidenten waren, sondern weil die Eltern oder die für sie Verantwortlichen meinten, in der DDR seien sie sicher und besser aufgehoben und hätten eher die Chance, eine solide Schulbildung zu bekommen, als zu dem Zeitpunkt in Afrika. In vielen Fällen waren die Kinder durch Kassinga Waisenkinder geworden oder die Eltern waren im Befreiungskrieg im Busch oder studierten in einem anderen Land und konnten nicht so für sie sorgen, wie sie es sich vielleicht gewünscht hätten.«³⁶

Die Frage, wie und von wem diejenigen ausgewählt wurden, die gegenüber den tausenden in den Flüchtlingslagern unter extremsten Bedingungen lebenden Kindern in der DDR zweifelsohne in einer privilegierten Situation aufwuchsen, drängt sich dennoch auf. Für die allererste Gruppe ist davon auszugehen, daß allein von Vertretern der SWAPO entschieden wurde, welche namibischen Kinder und Frauen in die DDR gehen werden. Seit 1981, als die ersten »solidarity worker« aus der DDR im namibischen Flüchtlingslager in Kwanza Sul in Angola arbeiteten, erfolgte die Auswahl der Kinder zum einen weiterhin durch Vertreter der SWAPO, zum anderen aber auch durch Delegationen des Ministeriums für Volksbildung beziehungsweise die Lehrer und Ärzte aus der DDR, die ständig vor Ort waren.

»In Abstimmung mit der Botschaft der DDR in der VR Angola ist die Einflußnahme auf die Auswahl und Vorbereitung der Kinder und ihre medizinische Untersuchung vor der Ausreise in die DDR sowie die Übernahme der Kinder in Luanda und die Transportbegleitung zu sichern«, heißt es 1982 in einem von verschiedenen Ministerien der DDR unterzeichneten Papier.³⁷

»Die mußten wenigstens lesen und schreiben können« sagte ein ehemaliger »solidarity worker« hinsichtlich der Auswahl der namibischen Frauen, die zur Erzieherinnenausbildung in die DDR geschickt wurden. Von den fast 10.000 Kindern wurden vor allem die Kinder aus dem Kindergarten genommen, deren Erzieherin in die DDR gehen sollte. *»Wenn fünf oder sechs Erzieherinnen mitgingen, die hatten meist ein oder zwei Wänster, waren es schon zwölf. Dann haben die SWAPO-Offiziellen immer noch*

ihre mitgeschickt und dann gab es noch ein paar Plätze für die, die bedürftig waren.«³⁸

Grundsätzlich war die DDR bereit, die leiblichen Kinder der Erzieherinnen mitaufzunehmen.

Kinder mit gesundheitlichen Problemen wurden in der Regel abgelehnt. Die SWAPO versuchte teilweise, Gehörlose, Kinder mit komplizierten Tropenerkrankungen oder geistiger Behinderung in die DDR zu schicken. 1989 wurden beispielsweise von den 52 in Kwanza Sul vorgeschlagenen Kindern durch die DDR-Ärztegruppe nur 28 aus medizinischer Sicht für tauglich erklärt.³⁹ In Einzelfällen konnte die strenge Anweisung aus Berlin, ausschließlich gesunde Kinder in die DDR zu schicken von den deutschen Mitarbeitern in Kwanza Sul geschickt umgangen werden. Sie wußten und erlebten es jeden Tag, was eine Behinderung unter den Bedingungen des Flüchtlingslagers für die Kinder bedeutete. Und sie wußten auch, daß wohl niemand die Kinder zurückschicken werde, wenn sie erst einmal in Bellin angekommen sind. Auch wenn es dann vielleicht die von der DDR-Regierung befürchteten Probleme bei der Eingliederung, die das Ausbildungsziel in Frage stellten, geben würde.⁴⁰

Miteinander – Nebeneinander: das gemeinsame Leben von Deutschen und Namibierinnen rund um das SWAPO-Kinderheim

Neben den persönlichen Beziehungen war der Alltag im Kinderheim und später in der Schule in Zehna von auf höchster Ebene festgelegten Erziehungsvorstellungen und -zielen geprägt. Man muß sie sich vergegenwärtigen, um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie die namibischen Kinder in der DDR aufgewachsen sind. Folgendes sollte man jedoch nicht vergessen: Während sie für einige »Richtschnur ihres Handelns« waren, blieben sie für manch andere stets Propaganda, eine äußere Hülle, die wohl abfärben aber nie ganz Besitz ergreifen konnte von den Gedanken und Herzen des Einzelnen.

Der allgemeine Bildungs- und Erziehungsanspruch

»Die Bildung und Erziehung erfolgt auf der Grundlage des ›Programms für die Bildungs- und Erziehungsarbeit im Kindergarten‹ der DDR in Verbindung mit modifizierten Plänen, die erforderliche Verbindungen zum politischen Kampf der SWAPO, zu den Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten sowie zur Geschichte und Kultur des namibischen Volkes beinhalten.«⁴¹

Die pädagogischen Aufgaben waren unter den deutschen und namibischen Kolleginnen klar verteilt. Die namibischen Erzieherinnen sollten dafür sorgen, daß die Kinder den Kontakt zu ihrer eigenen Kultur und Muttersprache nicht verlieren. Sie sprachen Oshivambo, eine ihrer Stammessprachen, mit den Kindern, sangen mit ihnen namibische Kampf- und Volkslieder, tanzten mit ihnen ihre traditionellen Tänze und erzählten Geschichten aus der Heimat. Die deutschen Erzieherinnen sollten den Kindern die deutsche Sprache vermitteln, sie mit den deutschen Gewohnheiten und Bräuchen vertraut machen und auf das DDR-Schulsystem vorbereiten.

Man ging davon aus, daß Namibia einen sozialistischen Weg ähnlich dem in der DDR gehen würde. Dementsprechend war es das Hauptziel der politisch-pädagogischen Programme in Bellin und Zehna, die Kinder auf



Namibische Schüler und ihre Erzieherinnen in Zehna

ihre zukünftige Rolle als Führungselite in einem befreiten Namibia vorzubereiten. Sie sollten – wie alle anderen DDR-Kinder auch – zu Disziplin, Ordnung, Sauberkeit und gemäß den Vorstellungen einer sozialistischen Moral erzogen werden. Da sie von der SWAPO ausgewählt worden waren, zu ihren zukünftigen Kadern zu gehören, lastete auf ihnen die stete Erwartung und moralische Verpflichtung, fleißig zu arbeiten und zu lernen und »immer zum Kampf bereit« zu sein. Zu ihrem Alltag gehörten kleine Pflichten, wie das Reinigen ihrer Zimmer und das Arbeiten in den Parkanlagen, aber auch regelmäßige Appelle vor dem Eingang des alten Gutshauses und eine Schutzausbildung mit Marschierübungen. Anders als in den Schulen der DDR sonst üblich begann die vormilitärische Ausbildung hier nicht erst in der 9. Klasse, sondern gehörte auch für die Kleinsten schon mit zum Programm.

»Hauptanliegen ist es, in der Unterrichts- und Erziehungsarbeit zu sichern, daß die Kinder auf das engste mit ihrer afrikanischen Heimat verbunden bleiben und zu bewußten Kämpfern der SWAPO heranwachsen. Dabei kommt der Arbeit der am Kinderheim Bellin und in Staßfurt tätigen SWAPO-Kader besondere Bedeutung zu. Sie sichern die Pflege und die Er-

haltung der Muttersprache sowie die Übermittlung der Kampftraditionen der SWAPO und der eigenständigen Kultur.«⁴²

Der Heimleiter beauftragte alle Stellvertreter »gemeinsam mit allen namibischen Genossen und allen DDR-Kollegen eine Appellordnung zu erarbeiten und diese ab 1.10.82 durchzusetzen. Dabei sind geäußerte Ideen über die Ausgabe bzw. Abrechnung von Tagesbefehlen sowie die abrechenbare inhaltliche Vorbereitung der Appelle in den Gruppen auszuarbeiten.« Der Gruß, der »täglich auf dem Appell zu hören war« lautete: »Pioniere, als die zukünftigen treuen Verteidiger der namibischen Revolution – seid bereit: immer bereit!«⁴³

Das pädagogische Miteinander im Heim

Der erste Direktor des Kinderheimes, Hartmut Schmidt, wurde aus unbekanntem Gründen nach einem Jahr versetzt. Von 1980 bis zur Schließung des Heimes im Sommer 1990 oblag die Heimleitung Rainer Goltz. Neben dem Direktor gab es drei stellvertretende Direktorinnen: eine von ihnen, Brigitte Ramm, leitete das Vorschulprogramm im Heim; die zweite, Marga Bernhardt, war in erster Linie für die Verbindungen zwischen Heim und Schule zuständig. Die dritte, Theopolina Kaiyamo, gehörte zur ersten Gruppe der ausgebildeten Kindergärtnerinnen und wurde in Abstimmung mit der SWAPO über die Zeit ihrer Ausbildung hinaus im Kinderheim eingesetzt. Ihre Aufgabe war es, die Kommunikation zwischen den namibischen Kolleginnen und der Heimleitung zu sichern, dafür zu sorgen, daß die namibischen Kinder ihre Kultur kennenlernen und den ständigen Kontakt zur SWAPO-Vertretung in der DDR zu halten.

Die DDR-Erzieherinnen wurden nach den üblichen Kriterien für Auslandskader, das heißt nach ihrer überzeugten Grundhaltung gegenüber dem sozialistischen Staat, ausgewählt. Die meisten von ihnen kamen von außerhalb und wurden von dort für zwei bis drei Jahre in das SWAPO-Kinderheim nach Bellin delegiert. Außer der Leitung war 1983 etwa ein gutes Drittel der deutschen Erzieherinnen sowie etwa die Hälfte der technischen Mitarbeiterinnen Mitglied der SED. In einem Bericht des Heimleiters aus dem Jahre 1989, anlässlich des 10jährigen Bestehens des Heimes heißt es:

»Besonderes Augenmerk legt die Grundorganisation der Partei auf eine qualifizierte Arbeit der Genossen sowie auf eine enge Zusammenarbeit mit den namibischen Mitarbeitern. Es bestehen enge kameradschaftliche Beziehungen zwischen DDR-Kollegen und namibischen Kollegen. Die namibischen Mitarbeiter sind stark in das politische Leben einbezogen und entwickeln in ihren politischen Organisationen eine aktive politische Arbeit.«⁴⁴

Sowohl die politische Arbeit der namibischen Erzieherinnen als auch die engen »kameradschaftlichen Beziehungen« zu ihren DDR-Kolleginnen sind anhand der zur Verfügung stehenden Dokumente und auch in den Interviews nur schwer nachvollziehbar. War das positive Resümee des Heimleiters demnach eher eine Absichtserklärung denn eine Beschreibung der Realität? Bezog sich sein Verständnis von Kameradschaft ausschließlich auf die Anleitung und Unterstützung der namibischen Erzieherinnen? Oder anders gefragt: Inwieweit ging es um einen Austausch zwischen ihren Erfahrungen und Einstellungen und denen der deutschen Mitarbeiterinnen?

Auffällig ist zum einen die starke Betonung des politischen Engagements, der Integration in das politische Leben. Neben dem gemeinsamen Arbeitsalltag gab es im Heim die üblichen aktuell-politischen Debatten mit vorbereiteten Beiträgen zu bestimmten innen- und außenpolitischen Themen. Auf einer Veranstaltung 1985 ging es um die Hilfe der sozialistischen Staaten für um ihre Unabhängigkeit kämpfende Länder. In diesem Zusammenhang berichteten die namibischen Studentinnen unter anderem über Apartheidserfahrungen. Ansonsten wurden die Situation in Namibia oder anderer Befreiungsbewegungen erstaunlich selten thematisiert.

Im Rahmen der pädagogischen Ausbildung hatte jede namibische Erzieherin eine Mentorin. Diese sollte ihre Erfahrungen in der Vorschulerziehung weitervermitteln und dabei die »konkrete Situation der ihr anvertrauten Kollegin (pol., moral. u. psych.-phys. Situation der namibischen Kinder und Kolleginnen)« berücksichtigen. »Die Mentorin legt Maßnahmen mit der Gruppenerzieherin fest, um die Zielstellung des Ausbildungsprogramms in hoher Qualität zu erfüllen. Die Maßnahmen sind sowohl auf die Entwicklung des Kindes, als auch auf die Entwicklung der namibischen Kolleginnen gerichtet. Die Mentorin überprüft, ob die Gruppenerzieherin die Anleitung und Betreuung der namibischen Kolleginnen entsprechend dem Programm für ihre Qualifikation und Anleitung durchsetzt. Sie kontrolliert und unterstützt die Erzieherin, damit sie echte Vertraute und Beraterin der namibischen Kollegin wird.«⁴⁵ Die Mentorinnen ihrerseits wa-



Künftige Lehrerinnen und Erzieherinnen bei einer Einschulungsfeier im Kultursaal Zehna

ren wiederum der stellvertretenden Direktorin unterstellt, die mittels Hospitationen und Kontrolle der Arbeitspläne die »Durchsetzung der politisch-pädagogischen Anforderungen« sicherstellen sollte.

Die namibische Stellvertreterin wurde, nachdem sie deutsch gelernt hatte und den Heimbetrieb ausreichend kannte, ebenso wie ihre beiden Kolleginnen für die Leitungsdienste am Wochenende eingesetzt und hatte währenddessen Weisungsbefugnisse über alle anwesenden Mitarbeiterinnen des Heimes. Auch der namibische Pionierleiter – zeitweise der einzige namibische Mann in Bellin – wurde in die Leitungsarbeit einbezogen. Er nahm regelmäßig an den Sitzungen teil und mußte theoretische Vorlagen erarbeiten.

»Wenn er das nicht konnte, dann mußte er sich Hilfe suchen. (...) Es ging zum Beispiel darum, wie macht man eine Planung in der Gruppe, an der alle vier Erzieherinnen beteiligt sind, wo jeder genau weiß, was er zu machen hat. (...) Das Miteinander war ganz schwierig. Orientiert haben wir uns immer an dem Ziel, das die SWAPO uns vorgegeben hatte, was wir mit den Kindern machen sollen. Das zweite Ziel war immer, ihnen so viel

Bildung wie möglich zukommen zu lassen. (...) Das Problem mit den Kulturkreisen war immer da. Wir haben auch viel Verantwortung auf die namibischen Erzieher übertragen. Sie wußten, sie sind dafür verantwortlich, daß sie die Sprache nicht verlernen.«⁴⁶

Im übrigen war den namibischen Erzieherinnen in den ohnehin stark hierarchisierten Strukturen der DDR-Volksbildung ein klarer Platz zugewiesen: Sie waren die Auszubildenden, die etwas lernen wollten und sollten. Die Inhalte waren vorgegeben, wurden weder diskutiert noch modifiziert, sondern nur um heimatkundliche Besonderheiten ergänzt. Unterschiedliche Erziehungsvorstellungen oder Lebensgewohnheiten waren als Thema einfach nicht vorgesehen. Stattdessen wurde Anpassung an die vorgegebenen Normen und Werte, wie Pünktlichkeit und Disziplin erwartet. In einem Punkt könnte diese Haltung den namibischen Kindern zugute gekommen sein: Es waren nämlich in erster Linie die namibischen Erzieherinnen, die strenger waren, und sie bestraften nicht selten lieber mit einem Gürtel als mit der Hand. Einen Anhaltspunkt dafür, daß diese Erziehungsmethoden öffentlich kritisiert worden sind, habe ich nirgendwo gefunden.

Letztendlich läßt sich aus dem mir zur Verfügung stehenden Material wenig zu den Beziehungen zwischen den deutschen und namibischen Erwachsenen sagen. Nicht zu vergessen ist, daß die namibischen Frauen in der DDR ein Gehalt bekamen, sich frei bewegen konnten und es oftmals für sie die erste Erfahrung von realer Selbständigkeit war.

In den Akten fand sich lediglich eine interessante Notiz über eine deutsche Erzieherin, die offensichtlich einen guten Kontakt zu den namibischen Erwachsenen hatte: »Sie mußte entlassen werden, da sie einen sehr unmoralischen Lebenswandel geführt hat. Sie hat versucht, mit mehreren Männern ein Verhältnis anzufangen (...) Mit dem namibischen Erzieher S. ist sie wiederholt gemeinsam duschen gewesen (unbekleidet).« Weiterhin wird berichtet, die Frau habe einen »sehr engen Kontakt zu den namibischen Frauen« gehabt.⁴⁷

In meinen Gesprächen mit den ehemaligen Mitarbeiterinnen blieben die namibischen Frauen – im Gegensatz zu den Kindern – namenlos. Erinnert wurde sich an die namibische Stellvertreterin, den Pionierleiter, der als einziger namibischer Mann unter all den Frauen wahrscheinlich nicht viel für seinen Ruhm zu tun brauchte, und an Frau Nujoma. Sie lebte mehrere Jahre lang im Kinderheim in Bellin und arbeitete dort stundenweise in der Nähstube. Eine Frau aus der Nähstube beschreibt sie als »sehr nette Frau«,

mit der alle gut auskamen. Dennoch wagte sich niemand – obwohl sie es ausdrücklich angeboten hatte – sie genauso wie alle anderen zu duzen, schließlich war sie die Ehefrau des SWAPO-Präsidenten.

Auch mit den anderen namibischen Erzieherinnen seien die Frauen aus der Nähstube gut zurechtgekommen. »Das war einwandfrei. Ich meine, wie bei den Deutschen auch, wir hatten auch Deutsche, die manchmal ein bißchen gebockt haben, wie überall. Also wo die namibischen Erwachsenen Schwierigkeiten hatten, das war die Pünktlichkeit.« Das Miteinander der Erzieherinnen beschrieben sie als »ganz, ganz schön«. Auf meine Frage nach möglichen Unterschieden bei den Erziehungsvorstellungen hieß es: »Nachher haben die schon gespurt. Zu Anfang kann ich mir vorstellen, daß es da noch Reibereien gegeben hat, schon allein der Ordnungssinn war ja ganz anders bei unseren Erzieherinnen.«⁴⁸

Auffällig ist, daß von freundschaftlichen Kontakten zu den namibischen Frauen nur in diesem einen Fall die Rede war und offensichtlich niemand (?) mit ihnen in Kontakt geblieben ist, nachdem sie nach Namibia zurückgekehrt sind. Um so mehr und herzlicher wurde von den namibischen Kindern gesprochen.

Die konkrete Arbeit mit den Kindern

Die Heimleitung bemühte sich, darauf zu achten, daß die Erzieherinnen einer Gruppe gut miteinander auskamen, da das Klima untereinander sich immer auch auf die Kinder auswirkte. Nach einiger Zeit hatten sie es geschafft, daß in jeder Gruppe ein bis zwei Erzieherinnen über Jahre hinweg kontinuierlich arbeiteten. Von den namibischen Frauen wurden zwei in einem Fernstudium zu Heimerzieherinnen ausgebildet, damit sie weiterhin in ihren Gruppen bleiben konnten.

»Wir waren immer bestrebt, daß jedes Kind jemanden hatte, den es liebt und daß man das dann auch anerkennt und befördert.«⁴⁹

Es gab vielseitige Bemühungen, auf die Kinder einzugehen, ihnen das verlorene Zuhause so gut es in einem Kinderheim möglich ist zu ersetzen. Sabine Zinke, eine deutsche Erzieherin, die bereits in afrikanischen Flüchtlingslagern gearbeitet hatte, schrieb die Noten der namibischen Lieder, die man ihr vorsang, auf und entwickelte daraus Liederbücher. Der wenige

Dörfer weiter wohnende Schriftsteller Alfred Wellm übersetzte afrikanische Geschichten und Märchen ins Deutsche, so daß die Kinder sie sowohl in ihrer Heimatsprache Oshivambo als auch in deutsch lesen konnten. Die Mitarbeiter im technischen Bereich hatten jeweils eine Patengruppe, um die sie sich zu besonderen Anlässen, wie Geburtstag oder Weihnachten, kümmerten. Mitte der 80er Jahre wurde es unter den Mitarbeiterinnen des Heimes und den Lehrerinnen durchaus üblich, Patenschaften für einzelne Kinder zu übernehmen und sie an Wochenenden und zu Feiertagen in die eigenen Familien einzuladen.

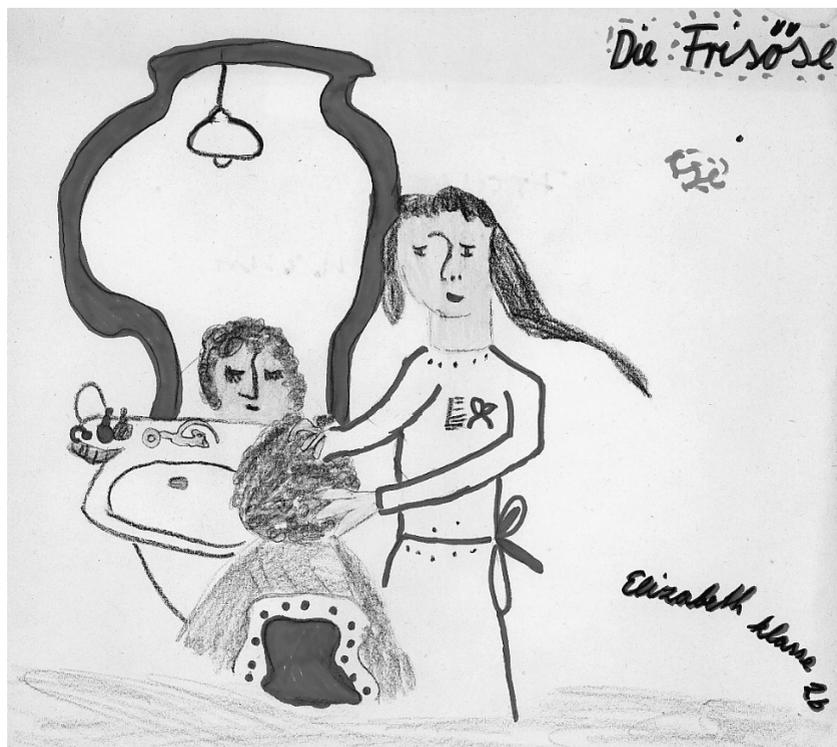
»Jeder sagt immer, das waren unsere schönsten Jahre. Und das hängt natürlich nicht nur mit der Exotik dieser Arbeit zusammen, sondern das hängt auch ganz einfach damit zusammen, wie wir diese ganzen Dinge inhaltlich und organisatorisch geführt haben. (...) Wir haben nicht nur gearbeitet, wir haben gelebt dort. (...) Wer nicht bereit war, dort zu leben, der kam auch nicht klar. Man mußte sich engagieren. Man mußte sich alles aneignen, die namibischen Traditionen, die namibischen Lieder ...«⁵⁰

Diejenigen, die sich mit ihrer Arbeit identifiziert haben, betonten einhellig, daß sie neben allem Streß immer auch ihre Freude hatten und die Zeit mit den namibischen Kindern nicht mehr missen möchten. In den Akten tauchen all diese Leute nicht auf. Stattdessen finden sich dort die Berichte über jene, die nicht klarkamen oder klarkommen wollten:

Eine Lehrerin aus Zehna schätzte 1982 die namibischen Kinder im Vergleich zu den deutschen Kindern negativ ein: sie seien auffälliger, hätten keine Fingerfertigkeiten und ein geringeres geistiges Niveau. Die namibischen Erzieherinnen waren daraufhin enttäuscht. Sowohl die stellvertretende Heimleiterin als auch die Direktorin der Schule widersprachen.⁵¹

Im gleichen Jahr wurden zwei Erzieherinnen aufgrund ihrer mangelnden pädagogischen Fähigkeiten entlassen. Eine von ihnen hatte ein Kind während einer Reise auf dem Rostocker Hauptbahnhof so grob durchgeschüttelt, daß Passanten sich einmischten und lautstark darüber erregten, wie mit dem Kind umgegangen wird. Der Heimleiter benachrichtigte den Bezirksschulrat und die Erzieherinnen mußten Bellin verlassen.⁵² Wie der Vorfall im Kollektiv ausgewertet wurde, war leider nicht zu erfahren.

Einer anderen Erzieherin wurde 1989 »im Zusammenhang mit ihren negativen Äußerungen zu namibischen Kindern in der Öffentlichkeit eine Parteistrafe ausgesprochen«⁵³. Für die Zeit von 1985 bis 1988 fehlen die



Zeichnung eines namibischen Mädchens

ansonsten lückenlosen Berichte über das Kinderheim Bellin. Somit kann nicht davon ausgegangen werden, daß in diesem Zeitraum nicht ähnliche Dinge passierten. Festzuhalten bleibt jedoch, daß diejenigen, die sich den namibischen Kindern gegenüber ablehnend verhielten, mit Konsequenzen zu rechnen hatten.

Die Erzählungen und Erinnerungen der ehemaligen Mitarbeiterinnen des Heimes und der Lehrer zeugten im allgemeinen von sehr viel Herzlichkeit und Engagement.

»Wir haben immer gesagt: wie mit unseren eigenen. Wenn sie ungezogen waren, mußte man auch mal ein hartes Wort sprechen, aber irgendwann mußte immer alles wieder zufrieden sein. (...) Manchmal hat der Lehrer aufgeschrieben, was wer nun wieder gemacht hat. Mensch, hab ich gesagt, das könnt ihr doch nicht machen. Wenn ein Kind nach Hause kommt und

erzählt was der oder der Lehrer ihm heute Schlimmes angetan hat, sagt jede Mutter wenn's ganz schlimm ist, der spinnt und stärkt dem Kind den Rücken und wenn sie besser drauf sind, dann sprechen sie darüber in Ruhe. Ich hab gesagt, ihr könnt nicht gleich über die Kinder herfallen, ihr seid erstmal für die Kinder da und die Lehrer sollen zusehen, wie sie mit ihren Problemen klarkommen. Solche Diskussionen haben wir oft gehabt, über unsere eigene Stellung zu den Kindern. Wir sind ein Stück Vater und Mutter für sie und nichts anderes. Das ist ihr Zuhause hier und so muß das eben auch funktionieren.«⁵⁴

Die Schule in Zehna

Die ersten Unterrichtswochen erlebten die namibischen Kinder noch im alten Gutshaus in Zehna, der damaligen Schule. Lange Zeit hatten die Zehnaer sich vergeblich um einen Schulneubau bemüht. Erst mit der Entscheidung, demnächst regelmäßig namibische Kinder in Zehna einzuschulen, wurde dieser Wunsch realisiert. Doch bevor die Kinder kamen, mußten erst einmal Lehrer und Lehrerinnen für die neue Aufgabe gewonnen werden. Man suchte vor allem ältere und erfahrene Lehrerinnen, um sie in den namibischen Klassen einzusetzen. Die namibischen Kinder wurden in separaten Klassen unterrichtet, so daß bald in jedem Jahrgang zwei deutsche und zwei namibische Klassen an der Schule waren.

Zur Vorbereitung auf das erste Schuljahr besuchten die zwei zukünftigen Klassenlehrerinnen der namibischen Kinder das Heim in Bellin, um einen ersten Eindruck von den Kindern zu bekommen. Anschließend überlegten sie, wie sie den Unterricht gestalten könnten. Sie fuhren nach Leipzig und Berlin und haben sich *»angeguckt, wie man dort mit Ausländern umgeht. Und dann ging das los.«⁵⁵* Über die Geschichte der Kinder wußten sie soviel, wie sie vom Direktor des Kinderheimes erzählt bekamen. Später erzählten die Kinder in der Schule selbst, häufig von ihren traumatischen Erlebnissen aus dem Flüchtlingslager in Kassinga. Einmal wöchentlich besuchten die Klassenlehrerinnen die Kinder in Bellin, um ihnen beim Hausaufgaben machen zuzusehen oder Pioniernachmittage mit ihnen gemeinsam zu gestalten. Sie spielten mit ihnen oder gingen im Park und der näheren Umgebung spazieren.

Es war vorgegeben, daß die Kinder nach dem in der DDR gültigen Lehrplan unterrichtet werden, mit einigen Modifikationen. Doch Material gab



Gemeinsame Einschulung im Kultursaal in Zehna

es anfangs so gut wie gar nicht. »*Wir wußten ja auch nichts*« erinnert sich eine Lehrerin, die 1982 an die Schule kam. Man hatte sie aus Güstrow mit dem Versprechen angeworben, sich anschließend jede Schule aussuchen zu können. Die Fachkräfte in Zehna reichten nicht aus, zumal es eine hohe Fluktuation unter den Lehrerinnen gab. Viele waren den besonderen Anforderungen nicht gewachsen. 1982 gab es eine erste Klasse, die sich total verweigerte. Ihre Erzieherin, die sie von Anfang an begleitet hatte, war weggegangen. Erst die vierte Lehrerin schaffte es, Kontakt zu den Kindern zu finden und sie zu unterrichten.

Mitte der 80er Jahre kamen Sabine und Herbert Zinke nach Zehna, die zuvor als »solidarity worker« in einem namibischen Flüchtlingslager in Angola gelebt und gearbeitet hatten. Sie erarbeiteten Unterrichtsvorlagen und bestärkten die Lehrer, den Kindern in erster Linie eine humanistische Bildung zu geben. »*Letztlich haben wir unterrichtet, was in unseren Büchern steht.*«⁵⁶

Nach und nach wurden in Fächern wie Heimatkunde, Geographie, Biologie und später in Staatsbürgerkunde die Lehrpläne um landeskundliche und kulturelle Aspekte Namibias ergänzt. Fachlichen Rat holte man sich aus Berlin von der Schule für ausländische Vertretungen und von der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften.

Auch in der Schule wurden die namibischen Kinder ganz im Sinne der SWAPO und ihres Befreiungskampfes erzogen, als zukünftige Elite des Landes. Dementsprechend entwickelten viele Kinder auch überzogene Vorstellungen hinsichtlich der eigenen Entwicklung. Bildungsminister, wie manche es sich erträumt haben, ist heute niemand.

Auf dem Schulhof verbrachten die namibischen und deutschen Kinder ihre Pausen gemeinsam. Und auch der Schulbus brachte alle Kinder gleichzeitig. Schwierigkeiten gab es nie, im Gegenteil. Die namibischen Kinder wurden reich beschenkt mit Süßigkeiten und kleinen Spielzeugen. Man mußte eher darauf achten, sie nicht zu bevorzugen. Irgendwann klärte man die deutschen Kinder bewußt darüber auf, daß sie die namibischen Kinder nicht zu versorgen brauchen, da sie in ihrem Heim sowohl Süßigkeiten als auch Spielzeug in ausreichender Menge haben. Den deutschen Kindern war erzählt worden, daß es Waisenkinder aus Namibia seien und so wollten sie ihnen etwas Gutes tun.

Die Vorsicht, die man im Heim walten ließ, galt auch in der Schule. Einem Lehrer wurde teilweise verboten zu fotografieren, Fotos von namibischen Kindern durfte er nicht ausstellen. Die Begründung war ähnlich der, die schon in Bellin im Zusammenhang mit den Bauplänen der Kirche gegeben wurde: Es sei gefährlich, wenn »der Klassenfeind« herausbekäme, welche namibischen Kinder hier leben bzw. zur Schule gehen.

Ein wenig im Widerspruch dazu, vielleicht auch im Zusammenhang mit der etwas gelockerten Atmosphäre seit Mitte der 80er Jahre im Heim selbst, war es auch unter den Lehrerinnen der Schule üblich, einzelne Kinder am Wochenende mit nach Hause zu nehmen, damit sie ein Familienleben kennenlernen können. Unangenehme Erfahrungen machten sie nie. Die namibischen Kinder wurden von den eigenen Kindern und Nachbarn anfangs neugierig bestaunt und später ganz selbstverständlich in den Familien aufgenommen. Sie verreisten mit ihnen und luden sie zu besonderen Anlässen, wie Weihnachten, Ostern oder Geburtstagen gerne ein.⁵⁷

Die Bevölkerung von Bellin

Bis auf diejenigen, die noch aus Zeiten der Parteischule im technischen Bereich des Kinderheimes arbeiteten, wußte 1979 niemand etwas über die zukünftige Nutzung des Gebäudes. Doch das Dorf ist allzu klein und die beinahe einhundert farbigen Menschen waren unmöglich zu übersehen:

bald hatte es sich herumgesprochen, daß afrikanische Kinder hier für eine Zeit leben werden.

Das Kinderheim blieb in den ersten Jahren strengstens bewacht. Möglichkeiten mit den Neuankömmlingen Kontakt aufzunehmen, gab es weder für die Dorfbewohner noch für die Kirche. Anfangs waren alle neugierig. Die einen versuchten über den Zaun hineinzublicken, und die anderen schauten heraus. Beide Seiten staunten ob des ungewohnten Anblicks. Ein Dorfbewohner erinnerte sich:

»Wir waren froh, daß das Haus nicht leersteht, und wir hatten ja auch noch nie einen Schwarzen gesehen. Mein Schwager erzählte, wenn die ihre Haare machen, kann man stundenlang zugucken. Das ist interessant.«⁵⁸

Es war vor allem der Direktor des Heimes der peinlichst darauf achtete, daß die Dorfbewohner und deren Kinder nicht auf das Gelände kamen. Das sorgte für Unmut und bald auch für Gerüchte im Dorf. *»Wenn die eine LKW-Ladung mit Apfelsinen und Bananen bekamen und unsere Kinder das sahen, kamen sie nach Hause und wollten das auch. Aber woher nehmen?«*

Die angeblich bessere Versorgung der namibischen Kinder war in der ersten Zeit durchaus ein Thema. *»Die kriegen alles vorne und hinten rein-gesteckt«* meinte man im Dorf. Doch im allgemeinen wurden sie nicht besser und nicht schlechter versorgt als andere DDR-Kinder, die in Heimen lebten. Mit der Zeit beruhigte sich das Gerede. Als die schwarzen Erzieherinnen ein bißchen deutsch konnten, standen sie oft am Zaun und unterhielten sich mit den Nachbarn – bis der Direktor kam, der das nicht duldete. Wenn die Kinder durch das Dorf gingen, grüßten sie und nahmen Kontakt mit den Einheimischen auf.

»Sie waren unheimlich niedlich die Kleinen. Es war ein Genuß, wenn man sie auf der Dorfstraße traf, (...) wenn ein Kind einen mit seinen Kulleraugen auf deutsch ansprach. (...) Es waren kleine Rüpel wie unsere in dem Alter.«⁵⁹

Allmählich stellte sich eine Normalität ein, die ein Mann aus Bellin im Rückblick folgendermaßen beschrieb: *»Sie standen uns nicht im Wege und wir haben nichts von ihnen gehabt.«* Manche Familien luden – immer in Absprache mit dem Heim – namibische Kinder zu sich nach Hause ein, wie zum Beispiel der Vorsitzende der LPG, die ihr Gelände direkt vor dem alten Gutshaus hatte. Zum Kindertag gab es ein gemeinsames Fest mit dem

Kindergarten des Dorfes und dem Lehrlingswohnheim der LPG. Im Alltag trafen die deutschen und namibischen Kinder sich desöfteren beim Spaziergehen im Wald oder beim Baden am See. Ab Mitte der 80er Jahre nahmen die Kinder und Mitarbeiter des Heimes auch an Gemeindeveranstaltungen zum 1. Mai oder ähnlichen Feiertagen teil. Die namibischen Kinder und Frauen sangen und tanzten zu solchen Anlässen oft in traditioneller Kleidung und brachten so ein wenig Farbe und den Duft der großen weiten Welt nach Bellin oder in die Zehnaer Schule. *»Das war natürlich für uns was Besonderes, da wir sowas nicht kannten, vielleicht aus dem Fernsehen.«⁶⁰* Als die Kinder auf Hochzeiten vortanzen sollten, verwahrte sich der Direktor des Heimes dagegen. Zu solch einem Anlaß wollte er es nicht, daß die Kinder als Schauobjekte dienen.

Oftmals kamen namibische Gäste von außerhalb nach Bellin. Es waren häufig namibische Männer, die in anderen Bezirken der DDR studierten, oder auch Eltern, deren Kinder in Bellin lebten. Selbst ein namibischer Botschaftsangestellter aus Moskau verbrachte dort seinen Urlaub. Sie kamen gern in das Heim. Es gab dort eine gewisse familiäre Atmosphäre und viele namibische Frauen und Mädchen. Aus manchen Freundschaften wurden im Laufe der Zeit Ehen, und Kinder wurden geboren, die bei den Frauen im Heim mit aufwuchsen.

Doch nicht nur für die namibischen Erzieherinnen war das Leben in solch einem kleinen Dorf zum Teil etwas trostlos. Seit 1983 gab es in Bellin eine Gaststätte und damit für alle Mitarbeiterinnen des Heimes mehr Kontaktmöglichkeiten:

»Durch die Eröffnung einer Gaststätte in Bellin ist die Verbindung zur Dorfbevölkerung anders geworden. Drei Kolleginnen ... haben aus Bellin bzw. Marienhof Freunde und halten sich fast ausschließlich in der Freizeit in den betreffenden Haushalten und Wohnungen auf. Durch die Gaststättenaufenthalte von Zeit zu Zeit werden die Heimkollegen (deutsche und namibische) bekannter im Dorf.«⁶¹

Zwei Jahre später, im Mai 1985, kam es zu dem einzigen aktenkundig gewordenen rassistischen Übergriff in Bellin. Der damalige namibische Pionierleiter war mit einem namibischen Freund aus Dresden in der Gaststätte. Dort wurden sie zuerst verbal angegriffen: *»Ihr schwarzen Affen geht nach Afrika! Was wollt ihr Dreckskerle hier!«* Später wurde einer der beiden Namibier von demjenigen, der ihn beschimpft hatte, auf der Toi-

lette angerempelt. Sein Freund beruhigte ihn. Die Belliner redeten auf den Angreifer ein, der bei einer Familie aus dem Dorf zu Besuch war. Der namibische Pionierleiter und sein Gast verließen daraufhin die Gaststätte. Obwohl der Vorfall vom Heimleiter an die »zuständigen Stellen« gemeldet wurde, passierte nichts. »Weder im Heim noch in der Gaststätte hat sich jemand gemeldet. Es kam nicht einmal zu einer Entschuldigung. Dieses kann Herr S. (der namibische Pionierleiter, Anm. U. R.) und auch der Heimleiter nicht verstehen.«⁶² Leider war anhand der Akten nicht nachvollziehbar, auf welchem Weg dieser Vorfall versandete oder bewußt ignoriert wurde.

Wohldosierte Integration?

Daß der Aufenthalt der namibischen Kinder und der sie begleitenden Erzieherinnen zeitlich begrenzt ist, war von Anfang an geplant. So standen sie immer vor der schwierigen Aufgabe, sich auf all das Neue und Fremde einzulassen, um sich einleben zu können und andererseits zu wissen, daß sie irgendwann in die alte Heimat zurückkehren werden, um dort beim Aufbau eines befreiten Namibias mitzuhelfen. Auch die sie entsendenden Funktionäre waren sich dieses Spagates bewußt. Schon in der Konzeption zur Betreuung der namibischen Kinder in der DDR geht es um die »Eingliederung der namibischen Jugendlichen und Schüler in das Territorium bei gleichzeitiger Wahrung ihrer nationalen Identität«:

»Durch gemeinsame Erlebnisse mit Kindergruppen der DDR werden freundschaftliche Gefühle zwischen den Kindern geweckt. Im gleichen Maße sind bei den Kindern Gefühle der Zugehörigkeit und der Liebe zu ihrer Heimat und dem Volk wachzuhalten und zu fördern. (...) Die Kinder sind im Sinne der Ziele und Aufgaben der SWAPO und deren Unabhängigkeitskampf zu erziehen und auf die Bewältigung der Anforderungen, die sie bei der Rückkehr in ihre Heimat erwarten, vorzubereiten.«⁶³

Eine vollständige Integration in die DDR-Gesellschaft war nie vorgesehen, im Gegenteil. Die Unterbringung der namibischen Kinder in einem eigens für sie eingerichteten SWAPO-Kinderheim und der Unterricht in separaten Klassen, betonten die Vorläufigkeit ihres Aufenthaltes und bestärkten ihre Sonderstellung. Stets blieben sie die namibischen Kinder, die nach Abschluß ihrer Schulzeit in ihre Heimat zurückkehren werden.



Sportfest in der Schule

Klar war, auf welche Zukunft hin die Kinder erzogen werden sollten. Wie diese Zukunft allerdings konkret aussehen würde, wußte niemand. Der Graben zwischen diesem recht abstrakten Ziel und dem Alltagsleben der namibischen Kinder in der DDR blieb tief, wie die Erfahrungen nach ihrer Rückkehr beweisen sollten. Die namibischen Betreuerinnen sollten die Brücke bilden zwischen der Vergangenheit in den Flüchtlingslagern der SWAPO und den kommenden Zeiten, wenn die Befreiungsbewegung gesiegt haben würde. Alles, was dazwischen lag, sollte sich nicht zu tief einprägen, die nationale Identität der namibischen Kinder und Erwachsenen nicht infragestellen. Von daher wurden auch dauerhafte persönliche Kontakte zu Deutschen nicht gefördert und waren außerhalb des vorgegebenen Rahmens von Heim und Schule nur in sehr geringem Umfang möglich. Besuche mußten stets angemeldet werden. Freundschaftliche Kontakte zu anderen Kindern gab es nur innerhalb der Gruppe, beispielsweise in Bellin oder während mehrwöchiger Aufenthalte in Ferienlagern, konnten jedoch nicht auf individueller Ebene gepflegt werden. Auch an dieser Stelle ist einschränkend zu sagen, daß es Kinder unter 14 Jahren waren, die in Bellin lebten. Als sie später nach Staßfurt in die »Schule der Freundschaft« ka-

men, hatten sie durchaus mehr Freiheiten und konnten sich relativ selbständig bewegen.

Mitte der 80er Jahre hatte das Ministerium für Volksbildung entschieden, daß die namibischen Kinder nicht mehr so abgeschottet werden, sondern stärker als bisher am öffentlichen Leben in der DDR teilhaben sollten. Sie nahmen an sportlichen Wettkämpfen teil, lernten in ihrer Freizeit ein Instrument spielen, machten gemeinsame Ausflüge in die Umgebung von Bellin und hatten immer wieder Auftritte mit ihrer Gesangs- und Tanzgruppe. Eine Erzieherin erinnerte sich, daß die Kinder als »niedliche Exoten« galten, die »bis zur Aufdringlichkeit gehätschelt« wurden.⁶⁴

Wie in der DDR allgemein üblich, hatte jede namibische Gruppe eine Patenbrigade, ein Arbeitskollektiv aus einem der umliegenden größeren Betriebe, wie zum Beispiel der Zuckerfabrik oder den Kleiderwerken in Güstrow. Die jedes Jahr neu geschlossenen bzw. bestätigten Patenschaftsverträge hatten drei Schwerpunkte: erstens die »Unterstützung der politisch-ideologischen Arbeit der Mitarbeiter des Kinderheimes durch den Patenbetrieb«, zweitens die »Teilnahme an Veranstaltungen in beiden Einrichtungen« und drittens »Sonstige Aufgaben und Verpflichtungen«. Dazu gehörten unter anderem:

»(...) 3. *Organisierung eines Vortrages des Kapitäns des Patenschiffes des Kleiderwerkes – MS Flesensee – vor der Belegschaft des Kinderheimes Bellin über Inhalt und Ergebnisse ihrer Reisen nach Ostafrika.*

4. *Gewinnung von Mitarbeitern aus allen Bereichen des Kleiderwerkes zur Durchführung von Verschönerungsarbeiten der Gartenanlagen im Kinderheim Bellin und der Gestaltung einer Uferzone am Krebssee bei Bellin.*

5. *Organisierung solcher Veranstaltungen zwischen Delegierten beider Einrichtungen wie Preisskat, Preisangeln usw.*

6. *Gestaltung einer Wandzeitung im Werk Güstrow durch die Kinder des Kinderheimes Bellin über ihre bisher erreichten Lern- und Arbeitsergebnisse. (...)*⁶⁵

Das organisierte Miteinander von Deutschen und Namibiern orientierte sich in erster Linie an inhaltlichen Aufgaben, an politischen und pädagogischen Ansprüchen. Das alltägliche Miteinander im Heim oder in der Schule war einerseits von diesen Ansprüchen bestimmt, andererseits aber auch stark durch das persönliche Engagement Einzelner sowie individueller Beziehungen, Sympathien oder Antipathien. Eine Mitarbeiterin des

Kindergartens in Bellin bemühte sich beispielsweise sehr um den Kontakt zwischen den Kindern des Dorfes und den namibischen Kindern. Als Flüchtlingskind aus Ostpreußen hatte sie selbst erlebt, was es bedeutet, heimatlos zu sein und neu beginnen zu müssen. Auch für viele andere, die mit den Kindern arbeiteten und lebten, war Solidarität im wahrsten Sinne des Wortes Herzenssache. Das spiegelt sich auch in den Erinnerungen wider, die die namibischen »DDR-Kinder« heute noch mit Bellin verbinden.

Fragt man die ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kinderheimes und der Schule nach ihren Erinnerungen, hört man oftmals Sätze wie: »Es war meine schwerste Zeit mit Kindern, aber es war die schönste.« »Ich möchte die Zeit nicht missen, auch wenn es nicht immer einfach gewesen ist.« »Es war eine Bereicherung für uns alle.« Die namibischen Kinder wurden – verglichen mit ihren deutschen Altersgefährten – häufig als anders beschrieben, von ihrem Verhalten und ihrem Charakter her. Und immer wieder als niedliche, kleine Exoten, die man einfach gern haben mußte: »Man konnte ihnen ja nicht böse sein, wenn die einen dann angeguckt haben. (...) Die waren einfach zu niedlich.«⁶⁶

Meiner Einschätzung nach sind sie letztlich nach einer gewissen Zeit immer in erster Linie als Kinder wahrgenommen worden und als kleine Exoten obendrein. »Die gehörten einfach dazu.« Dieser Satz kann für die Schule in Zehna genauso gelten wie für die Situation in dem kleinen Dorf Bellin. Die Kinder waren im allgemeinen gern gesehen oder lösten zumindestens keine ablehnenden Haltungen aus.

Heute wäre die Situation eine andere, wie meine unterschiedlichen Gesprächspartner mir bestätigten. Daß sich im Zuge des gesellschaftlichen Umbruchs in der DDR vieles ändern würde, kündigte sich schon 1990 an, als über die Zukunft der namibischen Kinder und des SWAPO-Kinderheimes diskutiert wurde.

Das SWAPO-Kinderheim in den Medien der DDR

Bis zum Beschluß der SED im Mai 1989 – über die Rückführung von namibischen Erwachsenen in ihre Heimat und die Neuaufnahme namibischer Kinder zur Schulausbildung durch die DDR-Medien zu informieren – wurde erwartungsgemäß wenig veröffentlicht. Meinen Recherchen zufolge, gab es bis dahin lediglich zwei Beiträge in den Printmedien der DDR, die sich direkt mit dem Kinderheim in Bellin beschäftigten: einen von 1982 in

der »FÜR DICH« und einen von 1983 in der »Schweriner Volkszeitung«. Danach schwiegen die Zeitungen und Zeitschriften bis zum August 1989.

Die »FÜR DICH«, eine »illustrierte Wochenzeitung für die Frau«, veröffentlichte 1982 eine mehrseitige Reportage, die sie auf ihrer Titelseite unter der Überschrift: »Lernen gemeinsam – spielen gemeinsam. Namibische Kinder zu Hause in unserer Republik« ankündigt.⁶⁷ Auf dem Titelfoto schauen zwei weiße Frauen, beide ein schwarzes Kind auf dem Arm, freundlich in die Kamera. Die eigentliche Überschrift auf der nächsten Seite lautet dann: »Wie unsere eigenen«. Und weiter wird erklärt: »*Flüchtlingskinder Namibias fanden in unserer Republik ein Zuhause, Geborgenheit und Freunde. FÜR DICH-Reporter ... berichten von diesem beeindruckenden Beispiel der Solidarität.*« Das wesentliche der Botschaft wird an dieser Stelle bereits übermittelt. Fotos, Bildunterschriften und der Text auf den letzten beiden Seiten liefern die Details. Auf der ersten Seite sieht man ein schwarzes Kind, das »für Sam Nujoma lernt« und seine weiße Erzieherin; eine deutsche Mentorin, die einer namibischen Erzieherin Ratschläge gibt »wie sie das Spiel der Kleinen noch zielgerichteter und pädagogisch wirksamer führen kann«; zwei spielende schwarze Jungen am See und eine weiße Erzieherin, die Veronicas »Antennen« neu richtet. Sie hat »inzwischen von ihren namibischen Kolleginnen gelernt, die oft kunstvollen Haartrachten der Mädchen zu frisieren«.

Bevor der eigentliche Text beginnt, folgt auf der nächsten Doppelseite das FÜR DICH-Plakat: Theopolina, von der es später heißt »sie ist die schöne Frau von unserem Poster«, und Veronica sehen uns an. Die Ältere ernst, mit Stolz im Blick und beinahe etwas skeptisch, die Jüngere sich schüchtern oder ängstlich an ihrer Mutter festhaltend. Es ist das Poster zur Solidaritätsaktion des DFD⁶⁸ und der FÜR DICH.

Die restlichen Fotos illustrieren den nebenstehenden Text. Sie zeigen den Heimleiter und eine Vertreterin der SWAPO beim »feierlichen Fahnenappell« anlässlich der Aufnahme der Kinder in die Pionierorganisation der SWAPO. Ansonsten sind es fröhliche Bilder aus dem Alltag der Kinder in der Schule, beim Einkauf in der Kantine, beim Spielen, Tischdecken und Waschen.

Im Text wird als erstes auf die fürchterliche und lebensbedrohliche Situation in den namibischen Flüchtlingslagern, auf die südafrikanische Okkupation des Landes und ihre Angriffe unter dem »*Botha-Regime*« verwiesen. »*Heute sind den fröhlichen, gesunden, aufgeweckten Kindern, die im Dezember 1979 in die DDR kamen, ihre schlimmen ersten Lebens-*

jahre nicht mehr anzumerken.« Bezüglich des Massakers ist von den »*entmenschten Rassisten Südafrikas*« die Rede. Die Schlußfolgerung für die Gegenwart wird den Kindern in den Mund gelegt: »*Vergeßt nicht das Massaker von Cassinga!, mahnen die Kinder des Heimes, von denen viele Waisen oder Halbweisen sind, in einem ihrer Lieder.*«

Was dann folgt, ist eine Beschreibung der Anfangszeit im Kinderheim in Bellin: Trotz optimaler Vorbereitung, hätte der Alltag dann doch so manches »*Unvorhergesehene*« gebracht. Es wird von Schwierigkeiten gesprochen, die Kinder auseinanderzuhalten, sich »*in dieser quirligen Schar zurechtzufinden*«. »*Die Sprache der Kinder verstanden wir nicht. Mit Gesten mußten wir ihnen klarmachen, was wir von ihnen wollten. Doch es ging dann sehr schnell voran.*« Dank der guten medizinischen Versorgung und einer dem Zustand der oft unterernährten Kinder gerecht werdenden Ernährung, hätten sich die Kinder gut entwickelt. »*Schönster Lohn für die Mühe der Frauen in der Küche und des medizinischen Personals, daß die »Hungerbäuche« der Kleinen zusehends verschwanden.*«

Anschließend geht es um die zweisprachige Erziehung der Kinder und die namibische Traditionspflege, die aufgrund der gemeinsamen Arbeit mit den »*namibischen Pädagogen und Studenten*« möglich sei. Vielen DDR-Erzieherinnen würden »*inzwischen die geläufigsten Worte und Sätze in Oshiwambo flüssig von den Lippen*« gehen.

Die Schulkinder werden für ihre erstaunlichen Fortschritte gelobt. »*Die Kinder sind stolz, daß sie den Auftrag ihres Genossen Sam Nujoma so gut erfüllen. Er hatte ihnen bei seinem Besuch im Heim gesagt: Lernt, werdet klug. Für unser Namibia, das frei sein wird und euch braucht. (...) Daß die namibischen Kinder »mithalten« und gute bis sehr gute Leistungen erzielen, ist vor allem der hervorragenden Arbeit von Frau Seeck und Frau Raddatz, den beiden Klassenleiterinnen, sowie ihrer engen Zusammenarbeit mit den Erziehern des Heimes zu verdanken.*«

Zum Schluß gibt es noch einmal eine Gegenüberstellung zwischen der grausamen Realität im Flüchtlingslager, wie sie auf einer Kinderzeichnung im Gruppenraum zu sehen ist, und dem Alltag der Kinder im Heim. »*Jetzt malen sie am liebsten Sonnen.*« Alles werde von den Mitarbeiterinnen für »ihre« Kinder getan. »*Denn – so sagen sie – die Mädchen und Jungen aus Namibia sind unsere* (Hervorhebung im Original) *Kinder!*«

Ähnlich aufgebaut ist der Beitrag aus der »Schweriner Volkszeitung« vom 23.12.1983. Auch hier findet sich die wesentliche Aussage schon in der Überschrift: »*Ein Zuhause für Anna, Bulli und die anderen. Namibische*

Kinder werden im SWAPO-Heim in Bellin liebevoll umsorgt«. Nach einer kurzen Einleitung wird erklärt, daß das Heim für Kinder eingerichtet wurde, die – *»mit ihren Eltern vom südafrikanischen Apartheidregime vertrieben*« – im freien Angola Zuflucht fanden, wo sie das Massaker von Kassinga erlebten und daraufhin in die DDR kamen.

»Aus den kleinen, verängstigten Zwergen, die nachts oft noch von den schrecklichen Angriffen träumten, wurden gesunde, fröhliche Kinder.« Kinder, die nun in der DDR zur Schule gehen, wo es den Lehrern *»ganz besonders wichtig ist*«, daß sie *»viel über ihr Land lernen*«. Auch im Heim werde alles dafür getan, *»damit die Jungen und Mädchen die Traditionen ihres Volkes aufnehmen können*«. Als besonderer Höhepunkt des vorangegangenen Jahres wird die Gründung der ersten Pionierfreundschaft der SWAPO herausgestellt. Auch in diesem Beitrag wird Sam Nujoma zitiert mit seiner Aufforderung an die Kinder, für Namibia zu lernen.

»Heimleiter Rainer Goltz betont, daß diese Motivation der Kinder – für ihr Land zu lernen, ein guter Kämpfer für die gerechte Sache des namibischen Volkes zu werden – in der Arbeit der Pionierfreundschaft an erster Stelle steht. Die Jungen und Mädchen genießen eine umsorgte, harmonische Kindheit; die Erzieher und alle Mitarbeiter im Haus lassen es an Liebe, Zärtlichkeit, aufmerksamer Zuwendung nicht fehlen, das spürt man bei jedem Schritt durch das Haus ...«

Diese Aussage wird in den folgenden Zeilen ausgeschmückt und mit der Feststellung beendet: *»So schaffen wir uns das schönste Denkmal internationaler Solidarität.*«

Beide Beiträge zeichnen ein ähnliches Bild: der schwere Alltag in den Flüchtlingslagern und die brutalen, rassistischen Übergriffe werden einem harmonischen und glücklichen Zusammenleben im SWAPO-Kinderheim in der DDR gegenübergestellt. Die anfangs unterernährten und verängstigten Kinder seien heute allesamt fröhlich, gesund und aufgeweckt und würden in der Schule gut mitkommen. Namibische und deutsche Erzieherinnen arbeiteten Hand in Hand, wobei erstere vor allem dafür sorgten, daß die Kinder den Bezug zu ihrer namibischen Heimat nicht verlieren. Kein einziger Satz trübt die Harmonie. Hervorgehoben werden stets die Bemühungen der deutschen Seite um beste medizinische Versorgung und Ernährung sowie um das Wohlergehen der Kleinen. Anfängliche Verständigungsschwierigkeiten und Entwicklungsrückstände der Kinder, die auf ihr Leben in den namibischen Flüchtlingslagern zurückzuführen sind, werden eingeräumt.

Über die Geschichte Namibias und der SWAPO erfährt man so gut wie nichts. In Abgrenzung zu Südafrikas Rassisten wird von der solidarischen Haltung in der DDR und den Mitarbeiterinnen des Heimes nur in lobenden Tönen gesprochen. Die namibischen Kinder und Erwachsenen tauchen fast ausschließlich in einem politisch-ideologischen Kontext (als Opfer des Massakers von Kassinga, als SWAPO-Kämpfer) auf, selten als selbständige Personen mit ihren Eigenheiten und Nöten. Unterschiede zwischen ihnen gibt es scheinbar nicht. Ebenso wenig werden Differenzen zwischen den deutschen und namibischen Erzieherinnen angesprochen, es sei denn in Bezug auf ihre Sprache und kulturelle Besonderheiten, wie das Frisieren der Haare, eigene Märchen, Gesänge und Tänze. Kein Wort über Erzieherinnen, die den Dienst quittieren, weil sie nicht zurechtkommen. Kein Wort über Erfahrungen des Fremdseins. Keine persönliche Frage an die namibischen Erzieherinnen. Kein Satz über die Einwohner von Bellin. Alles scheint bestens geregelt und in Ordnung, jetzt malen die Kinder am liebsten Sonnen.

Der nächste Artikel erschien am 11. August 1989 in der *»Schweriner Volkszeitung*«, kurz nachdem 100 neue Vorschulkinder in Bellin aufgenommen wurden. *»Sie nennen sie liebevoll Mutter*« lautet die Überschrift. In der Unterzeile wird Bellin jetzt als *»zweites Zuhause*« für 140 namibische Kinder bezeichnet. Offensichtlich ahnte man schon, daß die Neuankömmlinge nicht so lange bleiben würden.

Auch in diesem Beitrag steht die *»erschreckende Realität*« der namibischen Flüchtlingslager in Angola der *»Geborgenheit und Zuwendung*« gegenüber, die die Kinder in Bellin erfahren. Wenn es um die liebevolle Betreuung geht, werden – ebenso wie in den beiden obengenannten Artikeln – deutsche Erzieherinnen namentlich benannt. Die Solidarität der DDR-Bürger erscheint als beispielhaft: *»Viele Patenschaftsverträge mit Betrieben der Bezirke Schwerin und Rostock zeigen diese Solidarität, die in unserer Republik Herzenssache ist. In Güstrow z. B. nähten fleißige Frauenhände in den Kleiderwerken kleine Tanzkleider, an der BBS Herzberg fand in diesem Frühjahr bereits zum fünften Mal das gemeinsame Friedensfest statt. (...) Mit unserer Arbeit, mit unserer Solidarität, hebt Genosse Goltz hervor, investieren wir so auch ein kleines bißchen in die Zukunft des namibischen Volkes.*«

In Bezug auf die Bewohner von Bellin könnte der Eindruck entstehen, als gäbe es sie gar nicht, als wäre das Kinderheim das einzige Haus am Platze.

Fragen, Widersprüche, kritische Töne, andere Meinungen sind in all diesen Beiträgen nicht zu finden. Daß es durchaus Stoff zur Diskussion gegeben hätte, zeigte sich kurze Zeit später. Nachdem die Öffentlichkeit durch die Presse auf die Existenz des Heimes aufmerksam geworden war, kam es zu einem »Ansturm von Bürgern der DDR, die mit den Kindern zusammentreffen möchten«⁶⁹. Als der Direktor des Heimes daraufhin im Januar 1990 zum Tag der offenen Tür in das SWAPO-Kinderheim Bellin einlud, waren »Fragen, auf wessen Kosten, wenn man sich z. B. das Kinderheim in Güstrow ansieht, das vielleicht ging, nicht zu überhören«⁷⁰.

Die Schließung des SWAPO-Kinderheimes 1990

Aus den Geldern des Solidaritätskomitees der DDR stellte der Staat jährlich etwa 1,5 Millionen Mark für das Kinderheim in Bellin zur Verfügung. Damit wurde die Anreise der Kinder und ihrer Betreuerinnen, die Kosten ihres Aufenthaltes in der DDR sowie das technische Personal des Heimes bezahlt. Aus dem Staatshaushalt kam die Finanzierung für die pädagogischen Kräfte.⁷¹

Im Zuge der instabilen politischen Situation in der DDR im Herbst 1989 kam es in den Medien zu mehr Offenheit und kritischer Berichterstattung. So erfuhr in dieser Zeit jene Mehrheit, die über ihre FDGB-Beitragszahlungen regelmäßig Solidaritätsgelder spendete, daß der FDGB-Bundesvorstand 100 Millionen Mark zweckentfremdet für das FDJ-Pfingsttreffen verwandt hatte. Viele fühlten sich betrogen und suchten nach anderen Wegen, direkte finanzielle Unterstützung zu leisten. In diesem Zusammenhang erhielt auch das SWAPO-Kinderheim Bellin einen Brief von der Betriebsgewerkschaftsleitung der Nationalen Volksarmee in Basepohl:

»Wir möchten uns dafür einsetzen, daß die Solidarität von der Sache her nicht darunter leidet. Aus diesem Grund möchten wir unseren Kollegen vorschlagen, unsere monatlichen Solidaritätsbeiträge Ihrem Heim zu übergeben und auch persönlichen Kontakt zu Ihrem Kollektiv und den Kindern aufzubauen.«⁷²

Kenntnis von dem Heim hatten sie durch einen Bericht in der Neuen Berliner Illustrierten erhalten. Auch einige andere Bürger wandten sich daraufhin an dessen Direktor, um das Heim kennenzulernen und Geld zu

überweisen. Eine von ihnen, eine ältere Dame, hatte selbst die Zeit zwischen 1934 und 1948 in der Emigration in der Sowjetunion verbracht und dort von 1944–48 im Internationales Kinderheim in Iwanowo als Lehrerin für deutsche Emigrantenkinder gearbeitet. Die Situation dort schien der der namibischen Kinder in der DDR recht ähnlich gewesen zu sein:

»Wilhelm Pieck legte Wert darauf, daß unsere deutschen Kinder nicht ihre Muttersprache verlernen und vergessen. Sie sollten doch einmal nach Deutschland zurückkehren und dort die Arbeit ihrer Väter und Mütter, die teilweise im KZ waren, in Spanien oder in anderen Ländern in der Emigration und dort z. B. in Frankreich illegale Arbeit leisteten, (fortsetzen).«⁷³

Ende des Jahres 1989 wandte sich die Leitung des SWAPO-Kinderheimes an den damaligen DDR-Ministerpräsidenten Hans Modrow mit der Bitte, Entscheidungen hinsichtlich einer Perspektive für das Heim und deren Mitarbeiter zu treffen. Zu dieser Zeit lebten 135 namibische Vorschulkinder zwischen drei und sechs Jahren in Bellin. Anlässlich der Wahlen in Namibia waren zwei Drittel der Erzieherinnen in ihre Heimat zurückgeflogen und es bereitete der Leitung Sorgen, wie die nationale Identität der Kinder gewahrt werden sollte. Die bereits ausgebildeten namibischen Frauen hätten außerdem »den starken Wunsch, in die Heimat zurückkehren zu können, um ihre Kinder und Angehörigen zu suchen, dort zu leben und zu arbeiten« geäußert. Offensichtlich war mit den gesellschaftlichen Umbrüchen in der DDR und dem Wahlsieg der SWAPO auch die Motivation der deutschen Mitarbeiter gesunken.

»Mit der Veränderung der politischen Verhältnisse in der DDR und der Aufdeckung des Mißbrauchs von Solidaritätsgeldern durch den FDGB ist die Haltung vieler Bürger zur Solidarität widersprüchlicher geworden. Einerseits gibt es weitere aktive Unterstützung durch unsere Patenbetriebe und Bekenntnisse der Solidarität durch Bürger nach Veröffentlichungen der Massenmedien über unser Heim, andererseits mehren sich nachdenkliche, kritische und aggressive Äußerungen von Bürgern, ob der Einsatz von 1,5 Millionen Mark Solidaritätsgeldern für unser Objekt und die uns anvertrauten namibischen Kinder noch vertretbar ist, ob es jetzt nicht Bedürftigere gibt, ob das Objekt nicht auch für deutsche Kinder genutzt werden könnte.«⁷⁴

Dieser Brief war im Namen des Kollektivs verfaßt und von der gesamten Leitung, einschließlich dem Leiter des namibischen Kollektivs, C. Nengumbo, unterzeichnet worden.

Seitens des Solidaritätskomitees wurde eine stufenweise Rückkehr der Kinder vorgeschlagen: Diejenigen, die erst seit kurzem in der DDR lebten, sollten als erste zurückkehren, da man davon ausging, daß für sie der zu erwartende Kulturschock am geringsten sei. Alle anderen sollten möglichst noch ihre Ausbildung beenden, bevor sie in ihre alte, neue Heimat fliegen. Die DDR-Übergangsregierung unter Lothar de Maizière lehnte eine Weiterfinanzierung des Heimes und der Schule der Freundschaft ab. Letztlich war ab August 1990 das DDR-Entwicklungshilfeministerium für die Abwicklung des Heimes und die Rückführung der namibischen Kinder zuständig.⁷⁵

Mitte Januar 1990 wandte sich das Solidaritätskomitee mit zwei dringenden Spendenaufrufen an die Öffentlichkeit. Der eine zielte auf einen Transport von Lebensmitteln nach Äthiopien und der andere auf die Finanzierung des Kinderheimes in Bellin. Sowohl die tägliche Verpflegung und die Bekleidungskosten als auch die Erhaltung und Ausstattung der Gebäude sollten damit abgedeckt werden. *»Das Solidaritätskomitee wies ausdrücklich darauf hin, daß Kollektive und Bürger der DDR auch die Möglichkeit haben, über einzelne oder Gruppen von Kindern die Patenschaft zu übernehmen.«*⁷⁶

Wieviel Spenden auf das angegebene Konto 444 des Solidaritätskomitees unter dem Stichwort »Namibia« eingezahlt und wofür sie verwendet wurden, entzieht sich meiner Kenntnis. Aus den Akten läßt sich lediglich ersehen, daß eine 80jährige antifaschistische Widerstandskämpferin, die *»während vieler Jahr im In- und Ausland vielseitige Solidarität«* erfahren hatte, eine Summe von 10.000 Mark überwies. Auf dem eigens in Güstrow eingerichteten Spendenkonto des Heimes waren im April 1990 etwa 25.000 Mark eingegangen.⁷⁷ Einige kamen sogar zu einem persönlichen Besuch in das Heim, um alles aus nächster Nähe kennenzulernen. Inzwischen wurden die Tore nicht mehr so sorgfältig verschlossen und peinlichst bewacht.

Schneller als gedacht, beschloß die namibische Regierung die Rückführung der Kinder und Jugendlichen aus Bellin und Staßfurt bereits für den August 1990.

Statt einer Schlußbemerkung: Ex-DDR-Kids erinnern sich

Auch wenn es für mich keine Gelegenheit gab, mit den namibischen »DDR-Kindern« und ihren Betreuerinnen selbst über ihre Erfahrungen zu sprechen, möchte ich sie abschließend selbst zu Wort kommen lassen. Sowohl in dem bereits erwähnten Buch von Constance Kenna als auch in der Diplomarbeit von Ute Sikora erzählen vor allem diejenigen, die bereits 1979 in die DDR kamen, also 11 Jahre dort gelebt haben. Die zahlreichen und oft spekulativ aufgemachten Medienberichte, die seit 1990 über die namibischen »DDR-Kinder« immer wieder erscheinen, interessieren sich wenig für ihre wirkliche Situation. Stattdessen – so Ute Sikora – werden sie häufig benutzt, um bestimmte Botschaften zu transportieren, wie beispielsweise die der politischen Indoktrination im Rahmen ihrer Ausbildung zu SWAPO-Kadern in der DDR. Die Jugendlichen selbst haben so keine Chance, ihre eigenen Schwerpunkte bezüglich ihrer Erinnerungen an ihre Kindheit in der DDR zu setzen. Demgegenüber fragte Ute Sikora in biographischen Interviews 1994/95 danach, in welcher Form die politische Erziehung in der DDR ihr Leben tatsächlich bestimmt habe.⁷⁸ Da die Erzählungen der namibischen »Ex-DDR-Kids« zum Teil Aufschluß geben über ihre Wahrnehmung des Miteinanders von Deutschen und Namibiern, sollen sie hier in Ausschnitten wiedergegeben werden.⁷⁹

Nicht zuletzt ist das, was die Jugendlichen sagen, eine späte Form des Dankes an diejenigen, die über Jahre hinweg mit den namibischen Kindern engagiert arbeiteten und nach 1990 ständig im Verdacht standen, sie nur unter politisch-ideologischen Gesichtspunkten erzogen zu haben.

Über den Schulunterricht wurde wenig erzählt, im Vordergrund stand die Situation in den Heimen und die Aktivitäten außerhalb des Unterrichts:

»Wir waren erst in einem alten, riesigen Hof untergebracht, in Bellin. Da war es eigentlich fast wie in einem Schloß. Das alte Gebäude, der Holzfußboden, der hat immer so vibriert, wenn wir darauf getanz haben und die schönen Fenster, alles da ..., es war einfach wunderschön dort. (T.)«

»In Staßfurt fand ich das nicht so schön wie in Bellin. In Bellin war viel mehr Natur. Staßfurt war für uns mehr eine Großstadt mit Wohnblöcken – überall nur Beton. (A.)«

Die politische SWAPO-Schulung nahm in allen Erinnerungen viel Raum ein:

»Als wir klein waren, da hatten wir Schießübungen und Manöver, Fahnenappell; das hatten wir, als wir klein waren, in Bellin. In Staßfurt hatten wir auch Fahnenappell, aber nicht mehr so wie in Bellin, doch auch da haben wir noch die Traditionen gepflegt, sind marschiert und haben Slogans gesungen. Wir wurden ja als SWAPO-Pioniere erzogen: erst als SWAPO-Kinder, dann als SWAPO-Pioniere und die ersten gingen dann schon in die SWAPO-Jugendliga. (J.)«

Unterschiedlich war hingegen die Bewertung der militärischen Übungen und der politischen Veranstaltungen. Für viele waren sie normal, manche waren dann in Staßfurt sogar »ganz scharf drauf«, Schießunterricht zu bekommen. Ein anderer erinnert sich, wie unangenehm ihm das alles war. T. erzählt stattdessen begeistert von den kulturellen Ereignissen, ohne sie in einen politischen Kontext zu setzen. Während er es schön fand auf Festen etwas vorzusingen und vorzutanzten, beschreibt L. diese Auftritte als lästige Pflichtübung:

»Solidarität hier und da, ich kann das Wort nicht mehr hören. Wir mußten auch öfters zu Solidaritätskonzerten fahren. Das war völlig doof, mit den Sachen von hier angezogen auf der Bühne was vorzusingen und solche Tänze zu machen.«

Nachhaltig in Erinnerung geblieben und weitaus entscheidender als politische Aktivitäten und Schulunterricht sind für alle ihre persönlichen guten Beziehungen, die erfahrene emotionale Zuwendung:

»Ich weiß nicht, warum die uns dort hingeschickt haben. Es war schon hart, erst dort hin und dann wieder hierher, aber wir haben dort viel Liebe bekommen. Die im Heim waren alle so nett zu uns. (L.)«

»Wenn ich an die DDR zurückdenke, dann verbinde ich damit hauptsächlich schöne Zeiten, sehr schöne Zeiten! Es gab auch mal ein paar schlechte Tage, aber die meisten Tage waren sehr schön. (...) Das bezieht sich auf alles: Das Heim mit den Erziehern, die sich richtig um uns gekümmert haben, so richtig wie Mütter, die haben uns einfach gekannt. Wenn wir Probleme hatten, dann konnten wir zu denen hingehen und einfach mit denen reden, die haben dich verstanden. Und die Schule und die Lehrer, das war alles ganz schön. Es war wie eine große Familie. (A.)«



Kinderzeichnung eines namibischen Jungen

Auch wenn das Verhältnis zu den DDR-Betreuerinnen anfangs sehr distanziert gewesen ist, hat sich im Laufe der Jahre doch echtes Vertrauen entwickeln können:

»Der Mann, der uns ausgesucht hatte, das war der erste Weiße, den ich je gesehen habe. Und davor hatten wir auch nur gehört, daß die Weißen uns bombardieren würden und darum müßten wir flüchten. Wie haben nie »was Gutes über die gehört. So war es eigentlich ganz komisch, daß die uns zu den Weißen geschickt haben. (...) Als wir da ankamen, waren wir alle sehr hungrig und wir haben uns dennoch nicht getraut, »was zu essen, da wir dachten, die Weißen sind böse. (...) Nachher konnten wir ja auch Deutsch reden und dann haben wir zu denen ganz viel Vertrauen gehabt. Unsere namibischen Erzieher waren viel strenger zu uns als die Weißen. Wenn wir irgendwas falsch gemacht haben, dann haben wir von denen eine übergekriegt. Die Weißen waren total gegen das Schlagen. Die wollten nicht, daß die anderen Erzieher uns schlugen. Und später sind wir mit den Deutschen dann besser klargekommen als mit unseren Erziehern. (A.)«

Weiterhin heißt es bei Ute Sikora: »Die vier Exiljugendlichen berichten von sich ausschließlich über positive Begegnungen mit Menschen in der DDR. Auf Nachfragen erzählen sie einzelne negative Erlebnisse, wobei sie diese Erfahrungen – abgesehen von T. – ausdrücklich nicht mit Rassismus in Verbindung stellen.« Die dann von ihr wiedergegebenen und zitierten Erlebnisse stehen alle im Zusammenhang mit ihrer Zeit an der »Schule der Freundschaft« in Staßfurt.

Für mich lassen sich aus dem hier vorgestellten Material folgende Schlußfolgerungen ziehen:

Bis auf Ausnahmen waren weder die Mitarbeiter des Heimes, noch die Lehrerinnen – und schon gar nicht die Bevölkerung – auf die Arbeit bzw. ein Zusammenleben mit den namibischen Kindern und Frauen vorbereitet. Ein gleichberechtigtes Miteinander konnte sich aus mehreren Gründen nicht entwickeln. Zum einen, weil es mit Kindern ohnehin nur begrenzt möglich ist. Zum wesentlicheren Teil aber, weil der Aufnahme der namibischen Kinder und ihrer Betreuerinnen ein Verständnis von Solidarität zugrunde lag, das die Position der Gebenden voraussetzt. Eine öffentlich geführte Diskussion über Differenzen und Unterschiede gab es nicht. Die namibischen Kinder wurden nach den DDR-Richtlinien der Volksbildung erzogen. Die namibischen Frauen erhielten eine Ausbildung zur DDR-Kindergärtnerin. Mit anderen Worten: man meinte zu wissen, was für sie gut und richtig ist, ohne danach zu fragen, welche eigenen Werte und Erfahrungen sie haben.

Die deutsche Kolonialgeschichte in Namibia wurde nicht reflektiert beziehungsweise nicht als eigene Vergangenheit wahrgenommen. So konnte die DDR sich – beispielsweise in Abgrenzung zu den Rassisten Südafrikas – als solidarisch mit jungen Nationalstaaten und Befreiungsbewegungen wie der SWAPO darstellen.

Eine Wahrnehmung der SWAPO-Kämpfer und derer die es werden sollten, als eigenständige Menschen, die Träume und Wünsche haben, welche nicht mit dem für sie vorgesehenen politischen Kampf übereinstimmen, gab es auf offizieller Ebene nicht. Inwieweit das in den direkten Beziehungen fortwirkte, hängt vom Einzelfall ab. Die noch bestehenden Kontakte zwischen einigen namibischen »Ex-DDR-Kids« und ihren deutschen Lehrerinnen und Erzieherinnen sprechen dafür, daß es die persönlichsten Kontakte vor allem innerhalb der Familien, in denen die Kinder regelmäßig zu Besuch waren, gegeben hat.

Abschließen möchte ich mit einem Gedicht von Selma Kamati, einer jungen Namibianerin, die als Kind in die DDR kam, wo sie anfangs in Bellin und später in Staßfurt lebte.⁸⁰ Sie schickte es Constance Kenna zur Veröffentlichung in ihrem Buch. Dazu schrieb sie einen längeren Brief, in dem es unter anderem heißt:

»Ich mag meine Kindheit nicht missen, weil ich sehr glücklich aufgewachsen bin. Doch nun ist es mir sehr wichtig, mein Leben selbst zu bestimmen, denn jahrelang haben dies andere für mich getan.«⁸¹

Ich denke, also bin ich

Sei mutig sagte man mir –
und gegen jegliche Angst ich kämpfte.

Sei fleißig sagte man mir –
und viele Einsen ich schrieb.

Sei artig sagte man mir –
und das Danke nie ich vergaß.

Man sagte mir, die Elite ich sei –
und den größten Stolz ich mein Eigen nannte.

Man sagte mir, denk an die hungernden Kinder –
und den Teller leer gelect ich verließ.

Man sagte mir, sei Pionier –
und im Gleichschritt ich lernte zu gehen.

Kehr endlich nach Hause zurück, sagte man mir –
und in die fremde Heimat ich zog.

Ich denke, also bin ich, sagte ich mir –
und lebe nun meinen Traum!

Anmerkungen

- ¹ Um weder der Gewohnheit zu folgen, die weibliche Form stets mitzumeinen, wenn die männliche Schreibweise benutzt wird, noch das holprige große I zu verwenden, gebrauche ich die männliche und weibliche Schreibweise abwechselnd. Zumal ich vorwiegend mit Frauen gesprochen habe und über Frauen schreibe.
- ² Insgesamt führte ich vier Gespräche, die ich in einem Gedächtnisprotokoll festhielt und acht Interviews, die als Tonbandmitschnitte vorliegen.
- ³ vgl. Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik: Ausländerfeindlichkeit in der ehemaligen DDR. Studie zu Ursachen, Umfang und Auswirkungen von Ausländerfeindlichkeit im Gebiet der ehemaligen DDR und zu den Möglichkeiten ihrer Überwindung. Köln 1990, S. 33 f.
- ⁴ Da es mir an dieser Stelle nicht möglich ist, auf diesen Themenkomplex genauer einzugehen, sei auf drei Bücher zur Entwicklungsgeschichte von Rassismus und Kolonialismus in der Neuzeit zum Weiterlesen hingewiesen: Albert Memmi: Rassismus, Frankfurt/M. 1987; Immanuel Geiss: Geschichte des Rassismus, Frankfurt/M. 1988; Helbig, Helga und Ludwig: Mythos Deutsch-Südwest. Namibia und die Deutschen, Weinheim/Basel 1983.
- ⁵ vgl. Marianne Krüger-Potratz: Anderssein gab es nicht: Ausländer und Minderheiten in der DDR. Münster 1991, S. 34 f.
- ⁶ FDGB: Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
- ⁷ UNESCO-Kommission der DDR 1988, zit. nach Krüger-Potratz, S. 35
- ⁸ Krüger-Potratz, S. 35
- ⁹ zit. nach Irene Runge: Ausland DDR. Fremdenhaß. Berlin, S. 62 f.
- ¹⁰ Runge, S. 12
- ¹¹ Ulrich Makosch: Was bleibt ... Afrika in den Medien der DDR. In: van der Heyden,U; Schleicher, I. u. H.-G. (Hrsg.): Engagiert für Afrika. Die DDR und Afrika II. Hamburg 1994, S. 271
- ¹² vgl. Makosch, S. 273 ff.
- ¹³ Makosch, S. 275
- ¹⁴ Für die folgende Darstellung vgl. Krüger-Potratz, S. 43–68
- ¹⁵ Zeitung der FDJ: »Junge Welt« vom 28.9.72, zit. nach Krüger-Potratz, S. 45
- ¹⁶ ebd.
- ¹⁷ ebd.
- ¹⁸ Krüger-Potratz, S. 47
- ¹⁹ vgl. dazu: Hans-Joachim Döring: Es geht um unsere Existenz. Die Politik der DDR gegenüber der Dritten Welt am Beispiel von Mosambik und Äthiopien, Berlin 1999
- ²⁰ »Die Wahrheit« vom 22.4.1985, zit. nach Krüger-Potratz, S. 48
- ²¹ »Sächsische Zeitung« vom 31.1.1989, zit. nach Krüger-Potratz, S. 49
- ²² SWAPO: South West Africa People's Organization
- ²³ SAPMO-BArch: DY 30/2500
- ²⁴ SAPMO-BArch: DR 2 A. 3853
- ²⁵ laut Materialien des Zentralen Parteiarchivs der SED und des Solidaritätskomitees, zusammengestellt von Ilona Schleicher. In: van der Heyden,U; Schleicher, I. u. H.-G. (Hrsg.): Engagiert für Afrika. Die DDR und Afrika II. Hamburg 1994, S. 151 f.
- ²⁶ vgl. SAPMO-BArch: DR 2 D 600
- ²⁷ vgl. SAPMO-BArch: DY 30/IV B 2/9.05/80
- ²⁸ Landeshauptarchiv Schwerin, Bezirksleitung der SED: IV D-2/14/529, S. 15 f.
- ²⁹ Gespräch mit einem kirchlichen Mitarbeiter vom 19.4.2000
- ³⁰ Gespräch mit einer Mitarbeiterin aus dem technischen Bereich vom 13.6.2000
- ³¹ ebd.
- ³² vgl. BStU, BV Schwerin AIM 1301/85, Teil II, Bd. 1, S. 145
- ³³ Gespräch mit einer Frau aus Zehna vom 19.4.2000
- ³⁴ vgl. SAPMO-BArch: J IV 2/3-3172
- ³⁵ vgl. SAPMO-BArch: DR 2 A.3854
- ³⁶ Constance Kenna: Die »DDR-Kinder« von Namibia. Heimkehrer in ein fremdes Land. Göttingen, Windhoek 1999, S. 41
- ³⁷ Landeshauptarchiv Schwerin, Rat des Bezirkes: Z 86/90 236 (Bauunterlagen, Nutzungsvertrag)
- ³⁸ Gespräch mit einem »solidarity worker«, der 1981–83 in Kwanza Sul arbeitete, vom 10.7.00
- ³⁹ vgl. SAPMO-BArch: DR 2 A. 3853
- ⁴⁰ vgl. Kenna, S. 87
- ⁴¹ Landeshauptarchiv Schwerin, Protokolle des Sekretariats der Bezirksleitung der SED: Information über die Entwicklung des SWAPO-Kinderheimes Bellin und Maßnahmen zur Vorbereitung des 10. Jahrestages seines Bestehens im Dezember 1989. IV F/2/3/295.
- ⁴² SAPMO-BArch: DR 2 A. 3853
- ⁴³ BStU BV Schwerin: AIM 1301/85 Bd. I, Teil II, S. 179
- ⁴⁴ Landeshauptarchiv Schwerin, Protokolle des Sekretariats der Bezirksleitung: IV F/2/3/295
- ⁴⁵ Landeshauptarchiv Schwerin, SWAPO-Kinderheim Bellin. Funktionspläne: Z 58/90 173
- ⁴⁶ Gespräch mit einer Mitarbeiterin des Kinderheimes vom 13.6.2000
- ⁴⁷ BStU BV Schwerin: AIM 1887/93. Teil II, S. 67
- ⁴⁸ Gespräch mit einer Mitarbeiterin des Kinderheimes vom 13.6.2000
- ⁴⁹ Gespräch mit einer leitenden Mitarbeiterin des Kinderheimes vom 13.6.2000
- ⁵⁰ ebd.
- ⁵¹ vgl. BStU BV Schwerin, AIM 1887/93: Teil II, S. 10
- ⁵² ebd., S. 38 f.
- ⁵³ ebd., S. 262
- ⁵⁴ Gespräch mit einer leitenden Mitarbeiterin des Kinderheimes vom 13.6.2000
- ⁵⁵ Gespräch mit einer Lehrerin in Zehna vom 19.4.2000
- ⁵⁶ Gespräch mit einer Lehrerin in Zehna vom 17.4.2000

- ⁵⁷ Den Schulalltag habe ich auf der Grundlage meiner Gespräche mit fünf ehemaligen Lehrern und Lehrerinnen beschrieben.
- ⁵⁸ Gespräch mit einem Einwohner aus Bellin vom 17.4.2000
- ⁵⁹ Gespräch mit dem damaligen Pfarrer von Bellin vom 18.4.2000
- ⁶⁰ Gespräch mit einer ehemaligen Lehrerin in Zehna vom 19.4.2000
- ⁶¹ BStU BV Schwerin: AIM 1887/93 Teil II, S. 56
- ⁶² ebd.
- ⁶³ SAPMO-BArch: DR 2 D 600
- ⁶⁴ Wochenpost vom 10.3.1994, S. 6
- ⁶⁵ Patenschaftsvertrag für das Jahr 1981 zwischen dem VEB Kleiderwerke Güstrow und dem Kinderheim Bellin, S. 5
- ⁶⁶ Gespräch mit einer Lehrerin vom 18.4.2000
- ⁶⁷ »FÜR DICH« 22/1982, S. 22–29
- ⁶⁸ Demokratischer Frauenbund Deutschland
- ⁶⁹ SAPMO-BArch: DR 2 A. 3854
- ⁷⁰ »Schweriner Volkszeitung« vom 17.1.1990
- ⁷¹ vgl. SAPMO-BArch: DR 2 A.3853 und 3854
- ⁷² Landeshauptarchiv Schwerin, Schriftverkehr Solipost August – Dezember 1989: Z 86/90 278
- ⁷³ ebd.
- ⁷⁴ Brief des SWAPO-Kinderheimes Bellin an den Ministerrat der DDR, z. Hd. Herrn Modrow, vom 28.12.1989.
- ⁷⁵ Die Umstände ihrer Rückführung, ihres Ankommens und ihre Versuche, sich erneut zurechtzufinden, werden sowohl in dem Buch von Constance Kenna als auch in der Diplomarbeit von Ute Sikora: Die Oshi-Deutschen. Namibische Jugendliche aus der ehemaligen DDR als Mittel der Politik. Universität Bremen, Fachbereich Sozialwissenschaften, 1995 ausführlich thematisiert.
- ⁷⁶ »Neues Deutschland« vom 15.1.1990, S. 1
- ⁷⁷ Landeshauptarchiv Schwerin, Schriftverkehr Solidarität Januar–August 1990: Z 86/90 273
- ⁷⁸ vgl. Sikora, S. 1
- ⁷⁹ Ute Sikora interviewte mittels einer qualitativ-biographischen Methode zwei Frauen und zwei Männer, die 1979 mit der ersten Gruppe in die DDR, nach Bellin gekommen sind. Für die folgenden Ausführungen vgl. Sikora, S. 60–65. Die in Klammern gesetzten Buchstaben stehen für den Vornamen der jeweils zitierten Person.
- ⁸⁰ Nach ihrer Rückführung nach Namibia, wurde sie von einer deutschen Pflegefamilie in Windhoek aufgenommen, mit der sie 1993 nach Deutschland zurückkehrte.
- ⁸¹ Kenna, S. 187